

Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen.
Goethe.

In dem Programm des Königl. und Grön. Gymnasiums, das Oftern 1876 veröffentlicht wurde, hatte ich begonnen den Lebens- und Bildungsgang meines genialen Lehrers, des Jenaischen Philologen C. W. Goettling zu erzählen und hatte berichtet, daß er 1822, nachdem er in Neuwied sein Schulamt niedergelegt und in Paris auf der von dem Thüringer Landsmann Carl Benedict Gase geleiteten großartigen, an Handschriften und alten Drucken so reichen Bibliothek wissenschaftlichen Studien obgelegen hatte, in seiner Vaterstadt Jena zum außerordentlichen Professor der classischen Philologie ernannt worden sei. Seinem geliebten Jena ist der treffliche Mann, trotzdem ihm öfter Gelegenheit geboten war, an einer größeren Universität eine weitgreifendere Wirksamkeit zu finden, bis an sein Lebensende treu geblieben. Die Betrachtung des Lebensganges eines originellen, von seinem Berufe ganz erfüllten, charaktervollen Mannes hat für Jung und Alt etwas Erhebendes, etwas Begeisterndes.

§ 1.

Rückblick auf die wissenschaftliche Thätigkeit C. W. Goettlings.*)

Bereits in dem früheren Programm ist (S. 13) erwähnt worden, daß G. sich nach dem Vorgange seines Lehrers Franz Passow mit der Uebersetzung des Romans des Heliodorus Theagenes und Charicleia als Jüngling beschäftigte und daß diese Uebersetzung im Jahre 1822 erschien. Wer die kräftige, allem sentimentalen Wesen widerstrebende Natur Goettlings lieben gelernt hat, wundert sich, wie er sich zu diesem griechischen Roman hingezogen fühlen konnte, der, wie Jm. Bekker mit Recht sagt, an Natur und Empfindung so arm, an Pedanterie und falschem Pathos so reich ist. Die Uebersetzung, welche G. geliefert hat, läßt sich gut und zeigt, wie der Philolog auch die Muttersprache zu gebrauchen versteht.**)

Die Zeit der Freiheitskriege hatte den Sinn für vaterländische Dichtung und für deutsche Eigentümlichkeit neu belebt und gestärkt. Goettling, der selbst mit in den Kampf für die Freiheit des Vaterlandes ausgezogen war, hielt es für seine Pflicht, in seinem Lehramt deutschen Sinn und vaterländisches Interesse zu pflegen, er freute sich, wie wir gesehen, an den Turnübungen der Jugend und erteilte Lieblingsjählern Unterricht in der deutschen Litteratur. Als G. aus dem Feldzuge zurückgekehrt war und das Diplom als doctor philosophiae erhalten hatte, war er nach Berlin gegangen und hatte dort unter Fr. A. Wolfs und A. Boecks Leitung, eng befreundet mit

*) Vergl. Brockhaus Conversationslexicon der Gegenwart: Goettling u. d. d.

***) Man vergl. über diesen Roman das treffliche Buch Ern. Rohdes „Der griechische Roman und seine Vorläufer“. Leipzig 1876, und das was J. Bekker in einer geistvollen Anzeige (Jenae L. Z.) 1804, der Ausgabe des Romans von Koraes ausgeführt hat. (Herrn. Sauppe: Erinnerungen an Meineke und Jm. Bekker. Göttingen 1872.)

seinem früheren Lehrer Franz Passow und Ludw. Doederlein seine philologischen Studien fortgesetzt. Zugleich mit Passow nahm er Anteil an einer aus 7 Mitgliedern (neben P. und G. noch Zahn, Zeune, Fr. Lange, Giesebrecht und Walch bestehenden Gesellschaft, die sich wöchentlich einmal zur Lectüre des Nibelungenliedes und zu gegenseitiger Mitteilung und Prüfung ihrer wissenschaftlichen Ansichten über dasselbe versammelte. Daher darf es uns nicht befremden, wenn der classische Philolog im Jahre 1814 eine kleine Schrift über das Geschichtliche im Nibelungenliede*) (Rudolstadt 1814) herausgab. Von einem bedeutenden Kenner classischer und deutscher Dichtung wurde diese kleine Arbeit Gs. eine Jugendsünde genannt. Nun das Thema war gewiß nicht ungeeignet gewählt. Ohne Zweifel läßt sich doch über das Geschichtliche in den Nibelungen reden. Herr von Liliencron, der treffliche Kenner deutschen Volksliedes und deutscher Poesie, der von 1852 bis 1855 die germanistischen Studien in Jena vertrat und mit Goettling in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, hebt in einem Sendschreiben an Goettling über die Nibelungenhandschrift (Weimar 1858) so an: Ich habe Ihnen da Allerlei über die Umarbeitung geschrieben, welche das Gedicht von der Nibelunge nüt in der ehemals Hohenemfischen, jetzt der Laßbergischen Sammlung angehörigen Handschrift G. erfahren hat. Indem ich mich nun beziehe, um ein einleitendes Wort voraus zu schicken, denke ich mir nicht ohne stilles Vergnügen den Schrecken, den Sie wahrscheinlich empfinden werden, wenn Sie unerwartet Ihren Namen auf den Wahlplatz eines Kampfes gezogen sehen, der wegen seiner Höhe von Vielen mit Verwunderung angesehen werden mag. Sie, der Sie den altdeutschen Dingen die einmal bewiesene Neigung leider zu bald wieder entzogen haben, mögen es immerhin als eine boshafte kleine Rache für diese Ihre Untreue an den Nibelungen betrachten, wenn ich mich eben bei dieser Ihrer einstigen Fachgenossenschaft erinnere &c.

Über die Jugendarbeit Gs. spricht sich H. v. L. in einer gefälligen Zuschrift in folgender Weise aus: „Über das Geschichtliche im Nibelungenliede ließ und läßt sich reden, G. untersucht aber, ob die Nibelungen historisch sind oder nicht. So kommt er in Verkennung der mythischen Bestandteile dahin, nicht nur die wirklich historischen Personen des Epos, sondern auch Siegfried Brunhild &c. als geschichtliche zu betrachten. Die Natur der mythischen Bestandteile des Epos wurde eben erst später durch die Forschungen der Grimm, Ahlaurd's und anderer Gelehrten erkannt. Ebenso fehlte es, als G. seine Abhandlung schrieb, an ausreichender Kenntnis der altnordischen Formen der Sage und an der Einsicht in ihr Verhältnis zu den deutschen Quellen und, wenn G. sich gar auf das Etymologisieren einläßt, so zeigt sich in diesem Punkte, weil damals hierfür noch jede genügende Basis fehlte, eine große Schwäche. Kurz für alles was in seiner Arbeit verfehlt ist, kann man eigentlich nicht ihn selbst verantwortlich machen, sondern nur den damaligen Stand der Forschung. In der andern 1816 in Rudolstadt erschienenen Schrift: Nibelungen und Gibellinen von Dr. K. W. G., in welcher die Nibelungen mit den Gibellinen identifiziert werden, wundert man sich über die große Kühnheit. Daß aber, sagt H. v. L., seine Anlehnung an die austrasische Königsgeschichte von der Fredegunde ganz zurückzuweisen wäre, das kann man nicht sagen, nur muß man dies dahin verstehen, daß von diesen historischen Sagen her Einwirkungen auf den Stoff des Epos ausgegangen seien, daß das Epos sich von dort her Bestandteile, die ihm analog waren, assimilirt habe. Wenn Goettling der erste war, welcher auf die austrasische Königssage hingewiesen hat, so ist dies noch heute ein entschieden anzuerkennendes Verdienst seiner Jugendarbeit. Daß dieselbe überhaupt von dem Grundirrtum ihres Standpunktes abgesehen — mit Ausnahme der bodenlosen Gibellinen- und Welfentheorie mit Umsicht gearbeitet ist, kann man keineswegs bestreiten.

Auch W. Grimm hat in der Leipziger Literaturzeitung die Schrift in einer sehr zutreffenden Weise beurteilt:

Diese Schrift hat die Absicht, eine innere Bildung des Nibelungenliedes darzulegen, obgleich sie nicht darauf hinausgeht, die ursprüngliche oder erste Gestalt desselben zu entdecken. Sie will einen Schleier wegziehen, worunter die eigentliche Bedeutung des Gedichtes, wie es auf uns gekommen

*) Vergl. Jacob Grimm. Klein. Schr. IV. 85—91.

ist, liege; oder auch: einen zeigen, der darüber gezogen worden und den man bisher noch nicht gesehen. Voran stehe, daß sie mit einer schönen Liebe zur Sache, mit Lebendigkeit und Geist geschrieben ist, woraus, man mag bestimmen oder nicht, dem aufrichtigen Leser eine Freude erwächst, so daß nichts unwürdiger sein kann, als sie höhrend anzufahren, wie ihr dieses neuerlich, und, wie sich denken läßt, von einer gründlichen Unwissenheit begegnet ist.

Die Entstehung des Liedes aus Sagen des Volkes bezweifelt der Verfasser nicht, spricht auch von einem älteren Lieder-Geschlecht, welches keinen andern Dichter als das Volk hatte, und sich noch in den Gesängen der Edda darstellt; aber das ganze Werk rührt nach seiner Ansicht doch von einem einzigen Dichter, oder wie er sich ausdrückt: es ist in einem Geist und Sinn zu einer Zeit entstanden. Diese Umschreibung ist darum nicht recht passend, weil jener Geist und Sinn, den andere in dem Liede walten lassen, auch einer ist und auch wohl zu einer Zeit aufgefaßt sein kann. Doch das ist nicht der Gegenstand der Untersuchung, der Verfasser will darthun, daß in den Nibelungen und Wölsingen hernach die Sibyllinen und Welfen seien ausgedrückt worden. Nämlich so, daß wie dieser Gegensatz in die Geschichte getreten, man ihn nun auch auf die alten Helden der Sagen angewendet und ihre Thaten darnach verteilt habe, wodurch sie eine neue Bedeutung erhalten, während sie vorher ihre eigene, man kann sagen, natürliche hatten.

Wir wünschen, daß der Verfasser, den wir hoch schätzen, und der unsere Liebe zur Sache in dieser Beurteilung anerkennen wird, noch einmal ohne Vorurteil seine Hypothese prüfe; will er sie auch nicht aufgeben, so wird er vielleicht durch unsere Bemerkungen veranlaßt, manches darin anders bestimmen und die Wahrheit wird immer gefördert werden. Der Schluß der Goetlingschen Schrift lautet charakteristisch für den Verfasser (S. 103): Die früheste Jugend unseres Volkes hält sich fest an den alten selbstgeschaffenen Göttern im Norden; notwendiges Verderben erschüttert den Glauben an sie: das Volk verläßt sie und ist selbst verlassen. Hier also jekt blos weltliches Streben. Im Christentum geht ein heller Morgenstern auf, sein Licht zerstreut kämpfend das frühere Dunkel ungenügenden Vertrauens auf Menschenkraft: geistliches Streben verdrängt das weltliche im Welfen- und Sibyllinenkampf. Aber mit dem Siege dieser geistlichen Dichtung ist die nähere Beziehung auf das Vaterland untergegangen. So sei es denn unser Streben, Welt und Geist, wozu jene Alten sich nur gefondert hingezogen fühlten, zu verbinden im Streben für Christentum und das eigene Vaterland, auf daß der eigene Kreis geschlossen werde.

Wir möchten gleich hier, wo wir über das Interesse reden, welches G. der Poesie und der Geschichte unseres Volkes zuwendete, eine im Jahre 1843 in Jena erschienene Schrift Thusnelba, Arminius Gemahlin, und ihr Sohn Thumeticus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen, erwähnen. Auch als patriotischer Liederdichter hat sich der classische Philolog ausgezeichnet, so daß der in neuester Zeit den classischen Studien gemachte Vorwurf, daß sie vaterländische Gesinnung schädigten, bei Goetling, Gottfr. Hermann, Carl Lachmann, Moriz Haupt, Franz Passow, Aug. Böckh und andern Vertretern classischer Philologie durchaus nicht zutrifft. In studentischen Liederbüchern finden sich folgende der Goetlingschen Denkweise völlig entsprechende Gesänge: Kein schönerer Tod auf dieser Welt; Nie kommen auf die Ruhgedanken; Rheinwein nur aus Römerbechern; Stehe fest o Vaterland. *)

Im Jahre 1818 hatte G. zum ersten Male die Lehre vom Accent der griechischen Sprache herausgegeben (Rudolstadt) und dadurch sich um die Betreibung des Griechischen auf Gymnasien Verdienste erworben. Die dritte mir vorliegende Ausgabe (Rudolstadt 1825) unterzog der treffliche Kenner der griechischen Sprache K. Lehrs in Königsberg in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 2. B. 1. Heft S. 14 (1826) einer eingehenden Kritik, er machte G. zum Vorwurf, daß er die alten Grammatiker nicht vorsichtig genug benutzte; besonders wird auch auf das am Schlusse des Buches mangelhaft angelegte Verzeichnis von Wörtern, deren Bedeutung durch die Stellung des Accentes verändert wird, hingewiesen. K. Lehrs hatte unter Führung des geistvollen Chr. Lobeck eine gute philologische Schule gehabt und konnte daher in vielen Punkten die von

*) Vergl. Karl Goebekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung B. III. S. 266 (Dresden 1881).

G. gemachten Aufstellungen berichtigen. Auch Christian Lorenz Sommer, Direktor des Rudolstädter Gymnasiums war in der neuen kritischen Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen achter Jahrgg. als Kritiker der Accentlehre Göttings aufgetreten; über diese Recension schreibt Abeken an Sommer: Ihre Kritik über Götting's Buch habe ich mit großem Interesse gelesen, und ich muß Ihnen beistimmen in Hinsicht auf die Bedeutung des Accentus; ja ich bin überzeugt, G. selbst wird dies zuletzt thun. Sommer war einer der feinsten Kenner griechischer Grammatik. Diese Recension wurde Veranlassung, daß G., dem es einzig um die Sache zu thun war, mit dem Direktor Sommer über einige Punkte Briefe wechselte und sich mit ihm verständigte. Mit der von G. bearbeiteten Accentlehre steht die Bearbeitung der Grammatica Theodosii Alexandrini in engster Verbindung. (Zena 1822.) G. gab in seinen Vorlesungen über griechische Grammatik in der Einleitung eine kurze Geschichte der griechischen Grammatik, hob hervor, daß die Grundzüge derselben bei den Griechen sich aus der Philosophie entwickelt hätten, daß Socrates wahrscheinlich, wenn man das, was Aristophanes in den Wolken (Arist. nub. 650) über den Philosophen berichtet, annehmen müßte, mit der Logik einen grammatischen Unterricht verbunden habe. Daß Platon in verschiedenen Dialogen auch auf sprachliche Dinge eingeht, ist ja bekannt; Götting berührte das, was die Alexandrinischen, die Pergamenischen und die Byzantinischen Grammatiker für die griechische Grammatik geleistet, und gab dann eine Übersicht über die neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der griechischen Grammatik: Buttmann, Matthiae, dessen Verdienste um die Syntax sehr anerkannt wurden, Fr. Thiersch, B. Rosi, N. Kühner wurden kurz charakterisirt. Sehr rühmte er die damals im Erscheinen begriffene griechische Sprachlehre R. W. Krügers. Es wurden überhaupt als Einleitung in die griechische Grammatik 4 Abteilungen aufgestellt: 1. was ist die Sprache und Grammatik, und welches ist die wissenschaftliche Stellung der Grammatik, 2. wie ist die Sprache und ihre Redetheile entstanden? 3. Geschichte der Sprache in der Entwicklung ihrer Dialecte und das Verhältnis der griechischen Sprache zu anderen, 4. Geschichte der griechischen Grammatik. Über die Schrift, über Accente u. s. w. wurde gehandelt und dann auf die Darstellung der grammatischen Verhältnisse übergegangen. Da G. sich immer angelegentlich mit grammatischen Studien beschäftigt hatte, war es ihm eine große Freude, als er in der Pariser Bibliothek, welche Gaille und der Thüringer B. Gale verwaltete, auf den Theodosius stieß: ad Theodosium*) casus me detulerat, cum anno proxime elapso epitomen doctrinae accentuum universae Herodiani Parisiis quaereram, cujus auctor Theodosius esse traditur. Et cum statim vidissem multa ex eo libello disci posse, cum universam, ut ita dicam, in se contineret doctrinam grammaticorum Byzantinorum recentioris aevi, mox superavi taedium describendi, descriptum edolavi. (praef. p. 4.) Bald nach seiner Rückkehr aus Paris erschien Theodosii Alexandrini grammatica etc. Lipsiae 1822. Im Jahre 1835 (Zena) gab er sodann seine allgemeine Lehre vom Accent der griechischen Sprache heraus. (Die Schrift war dem Philologen Fr. Jacobs und Chr. Lobeck gewidmet.) Man wird auch heute noch zugeben müssen, daß die eben genannten Schriften für die Bearbeitung der griechischen Grammatik in der Zeit, wo sie erschienen, von großem Nutzen gewesen sind.

In den Vorlesungen über griechische Grammatik ging G. zwar nicht näher auf die Verwandtschaft der verschiedenen Sprachen ein, wie das heute wohl geschieht, aber das Problem der Entstehung der Sprache hat ihn immer beschäftigt. Bereits als er in Neuwied das Gymnasium leitete, hat er in dem Anhang zu des Prinzen von Neuwied Reise nach Brasilien eine Abhandlung über die Sprache der Botocuden geliefert (Bd. 2. S. 317). Der Prinz hatte von seiner Reise einen Botocudo mitgebracht, mit welchem und an welchem der classische Philolog Sprachstudien trieb. In der trefflichen Abhandlung über die Entstehung der Sprache (aef. Abh. II. S. 22 flg.) findet man einen anziehenden Bericht über den Verkehr mit diesem Botocuden. Bei der Neigung Goettlings für sprachliche Dinge wollte er doch nicht zugeben, daß für einen classischen Philologen die Kenntniß des Sanscrit nötig sei. Als am 3. Mai 1845**) der gelehrte und geistvolle Heinrich

*) Vergl. Gesch. der classischen Philologie im Alterthum von Dr. A. Graefenhan B. I. S. 429 flg.

**) Man vergl. G. Rückert nach seinem Leben und Wirken, dargestellt von Amélie Scher, Weimar 1880 S. 78 flg.

Rückert sich durch eine Dissertation de commercio regum Francorum cum imperatoribus Orientis usque ad mortem Justiniani (565 p. Chr.) als Privatdocent in Jena niederließ, hatte er unter anderen auch die These aufgestellt: neminem jure inter philologos numerari posse, nisi qui bene gnarus sit linguae Sanscriticae. Diese These griff G. aufs lebhafteste an, so daß der junge Docent, welcher dem außerordentlich sprachgewandten Philologen in dem lateinischen Idiom lange nicht gewachsen war, auf uns anwesende Studenten einen recht kläglichen Eindruck machte. Bei dem Aufschwunge, den die vergleichende Sprachforschung seit den vierziger Jahren genommen hat, wird auch G. die Bedeutung der Sanscritstudien gewürdigt haben, darin aber hatte er doch vollkommen recht, daß einer ein Philolog sein d. h. das classische Altertum in seinen theoretischen und praktischen Offenbarungen verstehen kann, ohne die von H. R. verlangten Sanscritstudien gemacht zu haben. Fr. Aug. Wolf, A. Böckh, G. Hermann, C. Reisig, C. Lachmann, W. Haupt, D. Zahn, Fr. Ritschl u. s. w. wären dann auch keine rechten Philologen gewesen. Grammatische Studien können freilich ohne die vergleichende Sprachwissenschaft heute nicht mehr mit Erfolg getrieben werden.

§ 2.

Jenenser Philologen.

In Jena waren die philologischen Studien als Goettling Professor wurde, zunächst durch Abr. Eichstädt (geb. am 8. Aug. 1772, † d. 4. März 1848) vertreten. E. war auch Goettlings Lehrer, dem er in einem Prologus an dem Tage wo Eichstädt sein 50jähriges Doctorjubiläum (1843) feierte, erzählt: in tanta omnium civium academicorum laetitia (qua non Hieroglyphis sed claris pellucidis que litteris ardor noster significaretur) societas latina, cui praeerat E., ali., quid certe offerre constituit, ut testimonium grati animi exhiberet. Fuit ergo nonnemo, qui a ceteris excitatus sodalibus, contrarius Orpheo, non versibus suis ac fidibus saxa lapidesque moveret, sed ipse omnem lapidem moveret ut aliquos certe versiculos procuderet. Sed dum una laborat incude metrica, tantam debilitatem et linguae et cogitationum monstravit, ut, cum nuper forte denuo conspiceret carmina sua gratulatoria, non multum abesset, quin se ipse rideret. Non risit E., sed qua est humanitate, etiam balbutentium tulit gratulationes. Non quaeritis, auditores, quis fuerit ille terrae filius, horridulus Orpheus, qui canere conatus est, antequam rostrum occaluisse: sed si quaeritis, non frustrabor expectationem vestram: hic, hic, fuit quem videtis . . . eum quem olim virum laudavi adolescens, eum cum senex a me viro laudandus esset, nolui quasi deservisse videri. Nemo enim resistet gratiae cum officium et fides postulabit. Alteram causam in eo inveniebam, quod nescio quam jucunditatem mihi inde creari existimabam, quod, cujus ego olim fuissem auditor, is hodie meus auditor esse senatus consulto quasi cogeretur. (Opusc. p. 116.) Es war sehr zu beklagen, daß E. seine große Beamtung nicht so für die Wissenschaft verwertete, als er es leicht hätte thun können. Die literarische Betriebsamkeit brachte ihm, wie C. Halm sagt, goldene Früchte, die der unversehrte Mann auch bestens zu vermehren verstand, so daß er, als er starb, Besitzer von fünf Rittergütern war. Die Vorlesungen Eichstädt's über Homers Ilias, über Tacitus, über Encyclopaedie und Methodologie der Philologie, über lateinischen Stil, über Literaturgeschichte der Griechen und Römer u. s. w., über Horatius wurden sehr gern gehört, es lag ihm nur nicht viel daran,

daß die Kollegien überhaupt zustande kamen. Als ich in der Mitte der 40er Jahre meine Studien in Jena machte, hielt er nur noch einmal in der Woche das philologische Seminar ab und diese Stunden fielen auch öfter aus, aber man hörte doch, wenn er sich zur Abhaltung des Seminars herbeiließ, mit großem Interesse seine Ausführungen über einzelne Lieder des Horatius und freute sich seiner Ausdrucksfähigkeit in der Sprache der Römer. Schon in den früheren Jahren, wie uns in der ausgezeichneten Biographie von Carl Rob. Pabst: Theodor Müllers Leben und Wirken in der Schweiz (Narau 1862) S. 109 berichtet wird, scheint E. wenig Freude an den philologischen Vorlesungen gefunden zu haben: Anregung, Genuß und reichliche Gelegenheit zur Erweiterung und Vertiefung seiner Kenntnisse in den Sprachen und der Litteratur des classischen Altertums fand Müller bei dem damals (1810) erst 25jährigen Georg Ludw. Walch^{*)}, welcher sich nachmals durch seine emendationes Livianae, sowie durch seine Ausgaben von Tacitus, Agricola und Germania einen ehrenvollen Namen erworben hatte. Zu Müllers großem Leidwesen verließ W. schon 1811 Jena, um eine Stelle am grauen Kloster in Berlin zu übernehmen. W. empfand seinen Abgang um so schmerzlicher, da der Mann, welcher damals die Philologie in Jena vorzugsweise zu vertreten hatte und durch seine Talente und ungemein ausbreiteten und gründlichen Kenntnisse das Bedeutendste zu wirken befähigt war, der Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, H. K. A. Eichstädt, seinem Namen und seiner Pflicht als akademischer Lehrer nur sehr mangelhaft entsprach. Vielgepriesen wegen seiner durch ihr reines und elegantes Latein ausgezeichneten Programme und Reden, sowie wohlverdient um ein gründliches Studium der Philologie durch seine zahlreichen Recensionen in der von ihm geleiteten „neuen allgemeinen Litteraturzeitung“ vernachlässigte er, obgleich damals noch im besten Mannesalter stehend, seine Katheder-vorträge. Mit seinen oft unterbrochenen encyclopädischen Vorlesungen vereinigte sich mühsam eine im ganzen oberflächliche Erklärung der Klassiker und auch die Schola latina lieferte nur kärgliche Ausbeute. Was W. bei ihm vor Allem vermisse, war die durchgängige Lebendigkeit des Gefühls und der Phantasie, welche er bei Walch gefunden hatte. Nicht als ob es Eichstädt im Grunde daran gefehlt hätte: er war vielmehr wie wenige im Stande, wenn es ihm Ernst wurde, seine Zuhörer wirklich für den Gegenstand seiner Vorträge zu begeistern, sie namentlich bei der Erklärung einzelner Stellen zur Bewunderung poetischer Schönheiten hinzureißen. Aber dergleichen Genüsse bereitete er seinen Zuhörern nur sporadisch; ihm fehlte die rechte Ausdauer, um sie tiefer und nachhaltig anzuregen und die reichen Schätze des Altertums zu vollem Genuß vor ihnen auszubreiten. Daher kam es, daß die Studenten vor seinem Hause sich wohl auszurufen erlaubten: „Da sitzt er nun und zählt seine Laubthaler und uns läßt er verschmachten. Er ist ein Philolog sondergleichen; aber was hilft's, uns giebt er nichts!“ Die Studenten hatten immer den Eindruck von der größten Leistungsfähigkeit Eichstädt's und bedauerten nur, daß er zu wenig Interesse für das akademische Lehramt besaß. Aus dem Briefwechsel Goethes mit Eichstädt, der mehr oder minder lebendig von dem Jahre 1803 bis 1830 fortgesetzt wird, geht überall hervor, wie hoch der Dichter den Philologen geschätzt hat. Eichstädt besaß neben seinem soliden Wissen auch eine ungewöhnliche Geschäftsgewandtheit, die ihn besonders zu Redaktionsgeschäften, wie er sie zu führen hatte, sehr tauglich machte. Dieser Geschäftsgewandtheit hatte E. auch seinen Reichtum zu verdanken.

Ferdinand Gotthelf Hand^{**)} (geb. 1786 zu Plauen, † d. 14. März 1851) war seit 1817 Professor der classischen Philologie, von 1810 bis 1817 hatte er nach Franz Passow an dem Gymnasium in Weimar eine segensreiche Thätigkeit entfaltet. H. wurde von seinem Lehrer Gottfried Hermann in Leipzig hochgeschätzt, durch sein freilich unvollendet gebliebenes Hauptwerk Tursellinus seu de particulis latinis commentarii 4 B. Leipzig 1829—45 hat H. die Einsicht in das Wesen der Partikeln der lateinischen Sprache wesentlich bereichert. Auch durch sein Handbuch des lateini-

^{*)} Geb. zu Jena den 8. Mai 1785 studierte in seiner Vaterstadt, 1805 wurde er Bibliothekar und Privatdocent in Jena, 1811—25 war er Professor am grauen Kloster in Berlin u. 1830—38 an der Universität Greifswald.

^{**)} Vergl. Dr. G. Dued: F. G. Hand nach seinem Leben und Wirken etc. Jena 1852.

sehen Stils erwarb er sich Verdienste. Seine Vorlesungen boten reiche Belehrung, wenn man auch nicht besonders erwärmt wurde.

Ein ganz ungewöhnlicher Docent der Philologie war Christ. Carl Reisig Thuringus (1792 bis 1829). Im Jahre 1818 wurde N. Privatdocent und 1820 außerordentlicher Professor in Jena, 1824 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Philologie nach Halle. Selten wohl hat ein philologischer Docent einen so begeisternden Eindruck auf seine Zuhörer hervorgebracht, als Reisig. Mir hat mein verehrter Lehrer und Freund Hofrat W. C. Weber in Weimar, der im Jahre 1819 Privatdocent der Philologie in Jena war, und mit C. Reisig, seinem Landsmanne, vielfach verkehrte, oft erzählt, daß N. in ganz ungewöhnlicher Weise seine Zuhörer durch die geniale Behandlung der Schriftsteller des Altertums zu begeistern verstanden habe. Ja er berichtete, daß N. oft, wenn er namentlich an den Markttagen mit den in die Stadt gekommenen Besuchern aus der Umgegend und mit andern Fremden in dem Gasthof zur Sonne in Jena zu Mittag gespeist, bei Erörterungen über die Feinheit der Partikel *av* oder über andere Gegenstände des Altertums aufmerksame, ihn bewundernde Zuhörer gefunden habe. Seiner glänzenden Wirksamkeit in Halle wurde der treffliche Gelehrte durch den Tod in Venedig entrissen. Drei große Philologen haben auf classischen Stätten ihr Grab gefunden, Fr. A. Wolf in Massilia, C. Reisig in Venedig und D. Müller in dem Hain des Academus bei Athen! Alles was wir von den Arbeiten Reisigs besitzen, weist darauf hin, daß wir von ihm noch Großes hätten erwarten können. Wir stimmen voll und ganz dem zu, was Urlichs in der Geschichte der Philologie ausgesprochen: wenn Reisig nur einen Schüler gebildet hätte, würde man seinen Einfluß hoch anschlagen müssen: Friedr. Ritschl, der, von Leipzig nach Halle übergesiedelt, von seinem Lehrer als hervorragendes Talent geschätzt wurde.*) Ein auch trefflicher Philolog hatte bei Gelegenheit der Philologen-Versammlung zu Jena zu dem Geheimen Kirchenrat Schwarz, der ihm erzählt, daß, als er in Halle studiert, jeder einigermaßen wissenschaftlich gerichtete Theolog und Jurist bei C. Reisig ein Kollegium gehört habe, jetzt aber würden nur selten Theologen und Juristen in philologischen Vorlesungen gesehen, gesagt: die Zeiten seien eben anders geworden, übrigens würde er wünschen, nicht gelebt zu haben, wenn er nicht mehr wissenschaftlich geleistet hätte, als N. Die Debatte über die Bedeutung Reisigs wurde um so lebhafter, als Friedr. Haase, der eben des Wegs kam, sich angelegentlich daran beteiligte. Nun Riesing, Peter, Art, Senffert, Fr. A. Eckstein, vor andern Fr. Ritschl sind redende Beweise der Anerkennung der ungewöhnlichen Lehrkraft C. Reisigs.

Auch Friedr. Gotth. Dsann (geb. 1794 in Weimar, † 1858 in Gießen) war von 1821 bis 1825 Professor in Jena. Er las über Plautus, Aristophanes, griechische Literaturgeschichte, Sophocles Ajax, Demosthenes, Encyclopädie der Philologie, über griechische Antiquitäten, erklärte Platonische Dialoge Tacitus ann., Ciceros Verr. u. s. w. Im Jahre 1825 nahm er eine Berufung an die Universität Gießen an und hat auch dort, wie man aus der kleinen Schrift W. Wiegands erzieht, Dsann im Leben wie im Wirken das Bild eines Humanisten. Gießen 1859, höchst segensreich gewirkt.

*) Vergl. zur Charakteristik Carl Reisigs Hall. Jahrb. 1840 S. 60; G. Hermann praef. Sophocel. Oedip. Col. p. 4; Bursian Geschichte der Philol. 2. 726 flg., vor allem D. Ribbeck Friedr. Ritschls Biogr. I. S. 34 ff.

§ 3.

Academische Thätigkeit C. W. Goettlings.

Goetling war bei seinen philologischen Studien darauf ausgegangen, seine Seele ganz und voll einzusetzen in alles, was das Altertum Großes und Herrliches hervorgebracht hatte. „Der höchste Zielpunkt der Altertumswissenschaft, dem jeder Philolog nachstreben muß, wenn er sich auf die Höhe seiner Wissenschaft erheben will, ist die Charakteristik des Altertums, die Erfassung seines Geistes nach allen seinen Beziehungen, die Auflösung aller einzelnen Thatsachen in der Einheit des Charakters und die Anschauung des letztern in allen Einzelheiten.“ Es kommt darauf an, daß man eine Anschauung des Antiken im Gegensatz zu dem aus demselben hervorgehenden Modernen gewinnt.*) Man konnte von G. sagen, daß er durch fortgesetzte Lectüre der alten Schriftsteller, durch reiche Anschauung von Kunstwerken nicht blos in den Hauptstädten Deutschlands, sondern auch in Paris und London und vor allem in Italien und Griechenland sich in den Ideenzirkel des Altertums hineingelebt und Wohnung genommen hatte.**) Es war eine Freude, wenn man in den Vorlesungen seinen Begeisterung weckenden Ausführungen lauschen konnte. Man hatte immer den Eindruck, daß man einen Mann hörte, dem seine Studien der Alten eine rechte Herzenssache geworden, der nicht am Auswendigen hängen geblieben, sondern in das innerste Leben der classischen Völker eingedrungen war. Wenn man, wie der Schreiber dieser Zeilen, 7 Semester jedes Kolleg des trefflichen Mannes gehört und eben so lange Mitglied und Senior des philologischen Seminars, das G. in Gemeinschaft mit Hand leitete, gewesen ist, dann versteht man gründlich, was K. Fischer im Vorwort der opuscula Goetlingii ausgesprochen hat: das Altertum war mehr als sein Fach, es war seine Heimat, nicht in der engen Weise, die den Sinn für andere Bildungsformen erlödet und ausschließt, sondern in dem erweiterten und wahrhaft liberalen Geiste, der das ächt Menschliche, wo er es findet, versteht und sich aneignet, offen und neidlos für jedes fremde Verdienst, unverblendet und von Natur abgeneigt gegen allen unwahren und nichtigen Schein. Das Wohlgefühl dieser großen geistigen Heimat durchdrang sein ganzes Wesen und brachte unwillkürlich und ungesucht jenen herrlichen Humor mit sich, der eines der Elemente seiner Gemüthsart ausmachte und in geselligen Kreisen, die nach seinem Herzen waren, sich als sprudelnde Laune, traulichste Lustigkeit, heitersten Frohsinn auslassen konnte. Selbst die körperlichen Verstimmungen der letzten Zeit, die den Humor oft niederdrückten, haben ihm nie das Wohlgefühl seiner geistigen Welt getrübt und verleitet. So oft das Gespräch einen Gegenstand des Altertums, ein griechisches Kunstwerk oder das Thema seiner Reisen in Griechenland berührte — eine Erinnerung, die allemal wie ein Zauber auf ihn wirkte — leuchtete es wie Lebensfreude in seinem Gesicht, und er fühlte sich

*) Böcks Encycl. S. 308, S. 257

**) In der Biogr. Fr. Ritschis von D. Ribbeck heißt es B. II. S. 41: am liebsten schaffte er, wenn es irgend ging, die besten seiner Schüler bei Zeiten nach Italien: da pflegte er aus Erfahrung zu sagen, wird der ganze Mensch umgewandelt., Hat doch unser größter Dichter in dem Lande, wo die Citronen blühen vor 100 Jahren die größte Umwandlung erfahren!

in seinem Element, das mächtiger war als seine Uebel . . . Jene gemüth- und phantasievolle Innigkeit seiner Natur, womit alles was ihn erfüllte, durchempfunden, belebt und zusammengehalten war, machte zugleich seine große und bewundernswürdige Einfachheit. Es ist eine nach allen Richtungen hin treffende Charakteristik, welche der Philosoph über den Philologen gegeben hat. Wie freuten wir uns in Weimar, wenn G. von Jena herübergekommen, mit unserem Collegium und dessen Freunden nach dem lieblichen Belvedere zu wandern, trauliche Worte zu wechseln bereit war. Der treffliche D. Sauppe, seit Jahren schon Professor der classischen Philologie in Göttingen, von 1845 bis 1856 Director des Gymnasiums in Weimar, nachher unser ausgezeichneteter Director, der spätere Schulrat Heiland, der geistvolle und liebenswürdige Geh. Hofrat Schöll, der scharfsinnige und gelehrte L. Preller, der sinnige Hofrat Prof. Weber, der seine Kenner unserer classischen Dichtung, der Schotte Hofrat Dr. W. Marshall und andere fanden sich sonnabendlich mit dem Lehrercollegium Sommer und Winter bei schönem und schlechtem Wetter in der Restauration des Großherzoglichen Schlosses im Belvedere ein, um bei einer Tasse Kaffee gemüthlicher Unterhaltung zu pflegen. In diesem Kreise, in dem sich außerdem ein alter Studienfreund Goettlings Geh. Justizrat Blume befand, fühlte sich der Jeneser Philolog außerordentlich wohl und ließ seinem köstlichen Humor freien Lauf. Jeder, welcher Goettling nahe trat, wurde von seinem ganzen Wesen hingenommen; man hatte eben immer den Eindruck, daß ein ganzer Mann vor einem stehe, der jeden Schein haßte, voll und ganz zuverlässig war. Auch in den Vorlesungen trat dieser Grundzug seines Wesens die Wahrhaftigkeit gar oft hervor, Männer, wie der Kaiser Augustus, dessen hinterhältiges Wesen ihm zuwider war, charakterisierte er in der schärfsten Weise; an dem Hector, dem Diomedes des Homer hatte er ein besonderes Wohlgefallen. Diese Eigenschaft empfahl den genialen Mann auch den Vorgesetzten. Herr von Larisch, der in dem Herzogtum Altenburg von 1853 bis 1867 Staatsminister war, schrieb mir, als ich im Jahre 1876 ihm die I. Abt. des Programms über den Jeneser Philologen geschickt hatte, unter andern: Goettlings auch im Alter noch jugendlicher Humor, sein von aller weichlichen Sentimentalität freier Idealismus haben mir die Stunden und Tage, welche ich mit ihm während meiner Altenburger Ministerthätigkeit in Jena zu verkehren hatte, zu den angenehmsten meines Lebens gemacht. Seine philologischen Leistungen weiß ich nicht zu beurteilen, aber das weiß ich, daß, wenn alle academischen Lehrer Deutschlands seinen Wahrheitsinn und Mut zu eigen hätten, es dann auch um die Charakterbildung unserer academischen Jugend gut stehen würde. Daß Joh. Schulze, dessen Schüler G. gewesen, große Stücke auf ihn hielt, darf nicht befremden. Oft im Gespräch kam Sch. auf ihn zurück und bewahrte ihm stets die innigste Freundschaft und Hochachtung. Bereits auf dem Gymnasium war er sein Liebling gewesen. G. erzählte gern und öfter, daß er als Gymnasiast in Weimar mit Vorliebe das Theater besucht habe und durch das Spiel der berühmten Schauspielerin Wolf einmal zu griechischen Versen begeistert worden sei, die er ihr übersandt. Diese Verse habe sie sich von Joh. Schulze verdeutschten lassen. Der Lehrer entbot den Schüler zu sich. In Erwartung einer ernstern Ermahnung folgte G. der Aufforderung und war höflich überrascht, von Sch. über sein Gedicht belobt und mit einer Flasche Wein und Kuchen belohnt zu werden. Diese freundlichen Beziehungen zu dem Leiter der preussischen Universitäts- und Gymnasial-Angelegenheiten mochten wohl auch die Veranlassung sein, daß G. bereits im Jahre 1824 und im Jahre 1826 nach Berlin und 1831 als Rector an die Landesschule Pforta berufen wurde; er leistete aus Liebe zu seiner Vaterstadt den ehrenvollen Berufungen keine Folge.

Einem Mann von der Charaktereigentümlichkeit und dem ausgebreiteten Wissen Goettlings mußte die academische Jugend sich voll und ganz zuwenden. Mein lieber Freund, W. Weisenborn, der berühmte Bearbeiter des Livianischen Geschichtswerkes, der 1822 in Jena seine Studien begonnen hatte, theilte mir folgendes mit: Meine Thätigkeit in Jena war vorzüglich der Theologie gewidmet, auf Philologie konnte ich, da ich auch die orientalischen Sprachen kennen zu lernen suchte, nur wenig Zeit verwenden. Doch habe ich gerade bei G., denn Eichstädt und Hand lasen wenig, mehrere Kollegien gehört. Er las griechische Grammatik, die ich zu hören nicht versäumte. Seine Art, diese zu behandeln, war durch die Neuheit und Eigentümlichkeit der Auffassung und

Darstellung im hohen Grade interessant, und ich glaube, er hat das System, wie er es damals entworfen, im ganzen auch später festgehalten. Nur das Eine will ich erwähnen, daß er bei seinen Erklärungen oft auf das lebendige Zeugnis eines Botokuden sich berief, (später hat er dies nicht mehr gethan) den der Prinz von Neuwied aus Amerika mitgebracht und an dem G. vielsache Studien namentlich in Rücksicht auf Laut- und Formenlehre gemacht hatte. Die Sache war uns um so interessanter und überzeugender, da wir von einem solchen Zustande der Sprache, wie G. ihn schilderte, keine Vorstellung hatten, ja den Namen Botokuden zum erstenmale hörten. Aus einer Vorlesung über Homer will ich nur ein Dictum erwähnen, das mir unvergesslich geblieben ist. G. erklärte das 6. Buch der Ilias. Als er an den Abschied Hector's kam, sagte er etwa folgendes: meine Herren, wir kommen an eine sehr schöne Stelle, aber ein Philolog muß dagegen eine eiserne Stirn haben. Dann ging es weiter in der Beurteilung der Lesarten Aristarch's, Zenobots u. s. w. Das Wort frappierte uns alle, aber wir konnten uns wohl denken, wie es gemeint war. Besonders anregend durch Neuheit der Ansichten waren die Vorlesungen über römische Altertümer, mit denen sich G. damals gerade besonders beschäftigte, ferner die über die Wolken und Ritter des Aristophanes durch die eingehenden Einleitungen, die geistreiche Auffassung und treffliche Übersetzung. Außer den Kollegien bin ich mit Goettling nicht in Berührung gekommen; ich scheute mich, ihn zu belästigen und in seinen gelehrten Arbeiten zu stören; doch beneidete ich meinen damaligen Hausgenossen Fr. Franke, den nachmaligen Rector in Meissen, der ihn oft besuchte und seine Freundlichkeit nicht genug rühmen konnte.“ Mit dem ausgezeichneten Schulmanne und tüchtigen Philologen Fr. Franke blieb G. ebenfalls in den freundlichsten Beziehungen. Als Franke von Jena nach Leipzig übergesiedelt und dort ein fleißiger Zuhörer G. Hermanns geworden war, wurden öfter Briefe gewechselt. Die Berichte, welche Fr. aus Leipzig über die Vorlesungen Hermanns sandte, boten G. ein besonderes Interesse. Hermann las im Jahre 1827 über Hesiod. G. spricht den Wunsch aus, daß Fr. ihm über die Theogonie des Hesiod etwas mitteilen möchte, da er eben mit der Bearbeitung der Hesiod'schen Gedichte beschäftigt sei. Ich will nämlich, schreibt er, die Hesiodische Theogonie als älteste Naturphilosophie vorausschicken und dann erst die Tage und Werke als älteste praktische Philosophie nachfolgen lassen (Br. v. 12. Juli 1827). Fr., der sich in Leipzig mit Correcturen für die Teubner'sche Verlagsbuchhandlung und mit Schriftstellerei notdürftig durchschlagen mußte, wurde von dem für ihn besorgten Lehrer gar oft getröstet, daß er bald eine seinen Kenntnissen angemessene Stellung finden werde; er munterte ihn auf, die Homerischen Hymnen, mit denen Fr. sich beschäftigte, zu bearbeiten und herauszugeben. Diese treffliche Ausgabe der Hymnen erschien denn auch im Oktober 1828*) und wurde die Veranlassung, daß er, wie Goettling vorausgesehen, an dem Gymnasium in Rinteln in Hessen, eine Anstellung fand. Außer den eben genannten Schülern des Jenenser Philologen erwähnen wir noch Arnold Ruge. Er berichtet (aus früherer Zeit B. II. S. 250 ff.) Neben der Geschichte, die ich bei H. Luden hörte, waren mir Goettling's Vorlesungen über Thucydides und griechische Grammatik wichtig. Die letztere begann er mit einer Einleitung über den Ursprung und das Wesen der Sprache, die mir sehr anziehend war. G. war noch ein junger Mann und unter uns sehr beliebt, während sein Kollege in der Philologie, der alte Eichstädt, uns in den Tod zuwider war. Daß man von dem nichts lernen könne, verstand sich von selbst, und ich habe keinen Fuß über die Schwelle seines Hörsaals gesetzt, während ich in Halle die Philologen alle gehört hatte, vornehmlich aber Reifig, den Thüringer, wie er sich zu nennen pflegte. Mit Arnold Ruge**), der ebenso wie H. Leo mit Goettling manche verwandte Geistes- und Charaktereigentümlichkeiten gemeinsam hatte, blieb das freundliche Verhältnis, welches sich zwischen

*) Fr. Franke geb. den 20. Mai 1805 in Weimar, studierte, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, in Jena und Leipzig Philologie, wurde 1828 Gymnasiallehrer in Rinteln, 1836 Oberlehrer in Fulda und 1845 Rector der Landesschule in Meissen, wo er am 23. Januar 1871 gestorben ist. Außer den trefflichen Bearbeitungen Demosthenischer Reden besitzen wir von diesem scharfsinnigen Gelehrten mehrere vorzügliche auf griechische Grammatik sich beziehende Abhandlungen.

**) A. Ruge geb. den 13. September 1803 in Bergen auf Rügen, studierte, nachdem er in Stralsund das Gymnasium besucht hatte, in Halle, Jena und Heidelberg Philologie und Philosophie, 1831 habilitierte er sich

Lehrer und Schüler auf der Universität geknüpft hatte, bestehen. A. Ruge wurde bekanntlich wegen Beteiligung an dem sogenannten Jünglingsbunde, welcher die Einheit Deutschlands unter Führung Preußens anstrebte, zu 5jähriger Festungshaft in Colberg verurteilt. Während seiner Haft hatte er mit dem größten Eifer die alten Schriftsteller gelesen und unter anderen auch die Tragödie des Sophocles Oedipus auf Kolonos übersetzt und die Übertragung seinem Lehrer G. zugeschickt. Dieser fand die ihm zugesandte Probe artig und lesbar**) und wollte die Überetzung einer Jenaer Verlagsbuchhandlung empfehlen. Die Überetzung erschien in der Schmidt'schen Buchhandlung Jena 1830. Nachdem R. seine Strafe verbüßt hatte, nahm er zunächst seinen Aufenthalt in Jena, um seinem geliebten Lehrer nahe zu sein und über seine Studien sich Rat zu holen. In einer Zuschrift an Joh. Schulze vom 16. September 1831, in welcher er den Leiter des höheren Schulwesens bittet, sich für seine in Aussicht genommene Habilitation an der Universität Halle interessieren zu wollen, erzählt er, daß er fünf Jahre in Colberg die alten Schriften, besonders die Griechen gelesen, den Plan zu einer Überetzung des Sophocles und nach längerem Studium der Platonischen Philosophie auch Entwürfe für eine philosophisch brauchbare Übertragung der rein philosophischen aristotelischen Schriften gefaßt, die er jetzt eher verwegen als ehrenwert finden möchte. . . Ich habe mich, fährt er fort, daher kurz und gut entschlossen, mich mit aller Kraft auf den akademischen Weg zu werfen und die historische Philologie und die alte Philosophie zum Hauptaugenmerk zu nehmen. Goettling hatte seinem geistvollen Schüler einen Empfehlungsbrief an Joh. Schulze seinen früheren Lehrer zugestellt. Die 1832 in Halle erschienene Platonische Aesthetik wurde R. Goettling in Jena und Herrn. Niemeyer in Halle gewidmet. Als A. Ruge mit seiner jungen Gattin (geb. Luise Düffer) 1832 eine Reise nach Italien namentlich nach Venedig, Florenz und Rom antreten wollte, von welcher er sich für seine wissenschaftlichen Zwecke, deren Gegenstand hauptsächlich Altertümer, Geschichte und Archäologie waren, einen reichen Gewinn versprach**), gab auch Freund Goettling dem Reisenden Empfehlungen an Thorwaldsen mit. Übrigens hat auch G. Leo seinem teuern Lehrer G. d. I. B. seiner Geschichte gewidmet.

Bei den nahen Beziehungen, in welchen Ruge zu Goettling stand, war es natürlich, daß R., als er die Hallischen Jahrbücher ins Leben gerufen hatte, Wert darauf legte, Beiträge von seinem Freunde G. zu erhalten. Am 1. Januar 1838 schreibt G.: Hier folgt der abgezwungene Niebuhr, ich habe ihn in aller Schnelligkeit so gut abgemacht, als es gehen wollte, wenigstens werden die Hauptsachen getroffen sein — sonst giebt das Paar ungedruckter niebuhrscher Briefe, welches eingeschaltet ist — an Goethe — doch noch einiges Relief. Die Abhandlung, auch heute noch lesenswert, trägt den Titel: Zur Charakteristik Niebuhrs. Die Verdienste des Begründers der neuen Geschichtschreibung werden treffend ins Licht gestellt. Das Werk seines Lebens, sagt G., nachdem er im Anschluß an die Lebensnachrichten Niebuhrs (Hamburg 1838) und an Franz Liebers Lebenserinnerungen u. s. w. über den Lebensgang des Historikers berichtet hat, bleibt die römische Geschichte, welche auch unvollendet, wie der Torso des Hercules im Vatican, die Mitte eines Cyclus von Kunstwerken einzunehmen verdient. Sie hat das große, unbezweifelte Verdienst, den Philo-

in Halle, 1838 gab er in Verbindung mit Schtermeyer die Hallischen, später deutschen Jahrbücher heraus. Nachdem 1843 die Jahrbücher unterdrückt worden waren, wandte er sich zunächst nach Paris, dann nach Zürich, 1847 nach Leipzig, 1848 beteiligte er sich an den politischen Bewegungen und ging 1849 nach London. Seit 1850 lebte er in Brighton, seit 1870 erhielt R. vom deutschen Reich 3000 Mark jährliche Unterstützung. Am 31. Dezember 1880 starb er in Brighton.

*) Fr. Mitsch (v. D. Nibbeck B. I. S. 73) sagt zu R.: es ist mir eigen mit Deiner Uebersetzung gegangen; sie lieft sich leicht, und ich habe sie frei auf mich wirken lassen, wie irgend eine andere original-deutsche Lectüre. Da finde ich denn nun, daß uns diese Alten mit ihrer Rhetoric und Plastik gegen die Neuern viel zu wünschen übrig lassen; wenn man das Griechische liest, so wird man philologisch von der Sache abgezogen und nimmt Alles ohne Kritik hin. Du hast mir nun das Vergnügen gemacht, daß ich einmal von dem Formellen abstrahiert habe und unmittelbar in die Sache hineingerissen worden bin. Schade, daß Du nicht den ganzen Sophocles auf diese Weise uns angeeignet hast.

**) Vergl. Ruges Briefwechsel I. S. 23. Minister Altenstein empfiehlt den jungen Dr. R. der Unterstützung des Minister-Residenten Dr. Bunsen in Rom.

logen die Augen geöffnet zu haben für den realen, historischen Teil ihrer Wissenschaft; ja man kann behaupten, sie hat diesen begründet; denn was in neuerer Zeit in diesem Teile von der classischen Philologie geleistet worden, ist erst durch Niebuhr angeregt und nach seinem Vorbilde vollendet. Zwei Hauptergebnisse, ein positives und ein negatives, sind aus der römischen Geschichte besonders hervorzuheben. Das positive besteht in der Nachweisung des Entstehens des Plebejerstandes aus freien Latinern, welche den Altbürgern oder Patriziern incorporiert wurden, ohne die Rechte der Altbürger; ein tüchtiger, praktischer und kriegerischer Sinn der Unterdrückten hat es dann möglich gemacht, daß sie allmählich ein Recht nach dem andern in langen Jahrhunderten sich errangen, ohne Revolution, durch freie Verträge, wie die Forderungen der Zeit sie den Bevorzugten abdrangen, welche ihrerseits der freien Entwicklung anfangs Gewalt entgegenzusetzen versuchten, später bloß den Gorgoschild eines solennen Aberglaubens, vor welchem plebejische Vernunft erstarren sollte. Wenn die Nachweisung dieses geschichtlichen Verhältnisses, das demokratisch-revolutionaire ist, welches erst von Zieserling, dann von einem andern in Niebuhrs Buche gefunden und ihm zum Vorwurfe gemacht worden ist, so fällt die Schmach dieses Vorwurfs auf seine Urheber zurück. Denn durch die richtige Erklärung des Kampfes der Patrizier und Plebejer, bei welcher Niebuhrs Seele, wie ein Mannes würdig ist, sich allerdings dann auf die Seite der Unterdrückten neigt, wenn sie in offenkundigem Rechte sind, hat erst die ganze Geschichte der Republik ihren wahren Sinn erhalten, und die einzelnen Erscheinungen werden durch dieselben erst im Zusammenhange erkannt. . . . Das negative Ergebnis seiner Forschung besteht in der Nachweisung, daß bis auf Servius Tullius die römische Geschichte, wie wir sie etwa in Livius besitzen, mehr aus Sagen und epischen Gefängen, denn aus urkundlicher Geschichte erwachsen sei; ja er meinte sogar einzelne Rhapsodien erkennen und nachweisen zu können. Sein poetischer Sinn hat ihn hier vielleicht etwas zu weit geführt; dennoch ist die mythische Bedeutung vieler dieser Erzählungen nicht zu verkennen; er mißkannte nur den Unterschied zwischen Mythos und Epos u. s. w. Bereits früher hatte G. in Goethes Kunst und Altertum und in den Berliner Jahrbüchern Niebuhrs Leistungen freundlich beurteilt, wofür ihm der große Historiker in einem Briefe an Goethe vom 17 März 1830 seinen Dank aussprechen läßt. In seinen Vorträgen über römische Geschichte, römische Altertümer und römische Literaturgeschichte wurden Niebuhrs große Verdienste um die Geschichte der Römer immer wieder gebührend hervorgehoben.

Die Hallischen Jahrbücher, welche während ihres Bestehens auf die wissenschaftliche Bewegung der Zeit einen wesentlichen Einfluß ausübten und die geistvollsten Männer zu Mitarbeitern hatten, brachten unter andern auch Charakteristiken der einzelnen Universitäten, die ein gewisses Aufsehen erregten. Im Jahre 1839 (Nr. 101) wurde auch die Academie Jena einer einschneidenden Kritik unterzogen. Uns interessiert hier nur, was über die Philologen Jenas berichtet wird: Eichstädt hat sich überlebt, heißt es dort, und läßt alle Stürme der Realisten, Sanskritaner und Sprachvergleichler an sich vorübergehen, ohne seine althergebrachte Weise zu ändern, und weiß den Anforderungen der fortgebildeten Wissenschaft in keiner Weise zu entsprechen. Hand weiß kein Interesse für seine Vorlesungen mehr zu erwecken, und so ruht die ganze Last der jensischen Philologie auf Goettlings Schultern. G. ist außerordentlich thätig. Ursprünglich Grammatiker und Schulmann, trat er zuerst mit exegetischen und grammatischen Vorträgen auf, hat sich aber später, ohne diese Disciplinen zu vernachlässigen, auch in die Realien, die Geschichts- und Verfassungsphilologie, sowie in die Literaturgeschichte des Altertums eingearbeitet. Seine griechische Grammatik und seine Altertümer ziehen zahlreich besuchte Auditorien an. Er giebt in diesem Augenblicke eine Geschichte der römischen Staatsverfassung heraus, die ohne Zweifel nicht nur als Kritik der Niebuhrschen Hypothesen und Entdeckungen, sondern auch als anschauliche Darstellung dieser lehrreichen Staatsmetamorphosen vom höchsten Interesse sein wird. G. hat einen feinen Sinn für die praktischen Verhältnisse und schreibt einen unbefangenen sehr faßlichen Stil, dem die Arbeit der gründlichsten Studien nicht anzusehen ist. Er steht in hoher Achtung bei den Studenten wie bei den Professoren und findet auch bei der Regierung die gebührende Anerkennung seiner verdienstvollen Anstrengungen. Wenn man ihn charakterisieren soll, so gehört er weder zu der alteleganten Schule, deren grammatische

Wissenschaft er gleichwohl wesentlich gefördert hat, noch auch zu der rein realen oder rein litterarisch-historischen Philologie, verbindet vielmehr beide Richtungen, die er beide nicht begonnen, sondern auf sich hat einwirken lassen, und sieht sich dadurch in den Stand gesetzt, so isoliert er auch dasteht, dennoch mehr als einseitig die Zuhörer anzuregen.

In dem über das geistige Leben der letzten Jahrzehnte besondere Streiflichter werfenden von P. Herrlich herausgegebenen höchst interessanten Briefwechsel Ruges (Berlin 1886) wird G. als ein durchaus ehrenwerter tüchtiger Gelehrter noch vielfach erwähnt. Auf der andern Seite ist Ruge, weil ihm die leisetretende Persönlichkeit wenig zusagte in seinem Urtheile über F. Hand ungerecht. Hand war eben eine ganz andere Natur als G.; aber auch er nahm sich seiner Studenten nach allen Seiten hin an und war eifrig bemüht, ihr wissenschaftliches Streben zu fördern. G. würde Ruge schwerlich zugegeben haben, daß Hand in Jena das fünfte Rad am Wagen gewesen sei. Die Vorlesungen Hands habe auch ich fleißig besucht und lerne heute noch aus den damals nachgeschriebenen Hefen. Ich stimme dem, was C. Halm, gewiß ein zuverlässiger Kenner philologischer Gelehrsamkeit, in der deutschen Biographie B. 10 S. 500 auseinandergesetzt, vollständig bei. In der von einem dankbaren Schüler Dr. G. Dued herausgegebenen Schrift: Ferd. Gotth. Hand nach seinem Leben und Wirken (Jena 1852) findet man eine sachgemäße Würdigung des trefflichen Gelehrten, eines ausgezeichneten Schülers G. Hermanns, der große Stücke auf ihn hielt, ihn öfter besuchte.

In jeder Epoche seiner akademischen Thätigkeit hat G. dankbare, für ihn begeisterte Schüler gehabt. C. W. Müller, zuerst Lehrer an dem Gymnasium in Weimar, dann Professor in Bern, zuletzt Director des Gymnasiums in Rudolstadt, hebt in der Vorrede seiner Goettling gewidmeten Schrift *de cyclo Graecorum epico et poëtis cyclicis etc.* Lipsiae 1829 hervor, was er G. zu danken habe und wie er in schlimmen Zeiten den gesunkenen Lebensmut des jungen Mannes aufzurichten nicht müde geworden sei. Ueberall wo er konnte, suchte G. denen, welche er als strebsam erkannt hatte, fortzuhelfen und ihre Pläne zu fördern. Ich könnte unter Lebenden noch manche anführen, welche sich seiner wirksamen Fürsprache haben erfreuen dürfen. Auch denen, welche ohne seine Schüler zu sein, ihm durch Leistungen in der Philologie sich bewährt hatten, versagte er nie die in Anspruch genommene Verwendung.

Die Zahl derjenigen Studenten, welche in Jena ausschließlich Philologie studierten, war eine sehr beschränkte.

Im Sommersemester 1822	studierten in Jena	459
Wintersemester 1822/3		455
Sommersemester 1823		437
Wintersemester 1823/4		424
Sommersemester 1824		439
Wintersemester 1824/5		446
Sommersemester 1825		468

Unter diesen verhältnismäßig geringen Anzahl Studenten hörten philologische Kollegien insbesondere diejenigen, welche von der Schule her philologischen Sinn mitgebracht aber die Theologie zu ihrem Lebensberufe gewählt hatten. Von Juristen waren auch später nur sehr wenige in den Vorlesungen über römische Altertümer, römische Geschichte, vielleicht auch in einem Interpretations-Collegium zu sehen.*)

*) Die vorstehende Zusammenstellung verdanke ich meinem lieben Freunde Prof. Dr. C. Wilhelm in Jena. Es war nicht möglich, aus dem Universitätsalbum genau zu bestimmen, wie groß die Zahl der philologischen Studenten gewesen sei, da in jener Zeit diejenigen, welche sich dem Lehrfach widmen wollten, in der Regel Philologie und Theologie studierten. Ja aus Liebe zu den classischen Studien hörten auch damals Mediziner philologische Kollegien. So war der spätere Professor der Medizin Theile Mitglied des philologischen Seminars.

§ 4.

Verzeichnis der Vorlesungen Goettlings.

Lat e i n.

Lat. Gramm.	Sommer 1822	Röm. Atert.	Sommer 1833	Röm. Gesch.	Sommer 1845
"	Winter 1823	"	Winter 1834	"	1851
"	" 1828	"	" 1836	Röm. Vtgesch.	Sommer 1834
"	Sommer 1830	"	" 1840	Mythol.	Winter 1832
"	Winter 1832	"	Sommer 1840	"	Sommer 1835
"	" 1834	"	" 1842	"	" 1838
"	Sommer 1837	"	Winter 1844	"	" 1841
"	Winter 1839	"	" 1846	"	" 1843
"	Sommer 1843	"	" 1848	"	Winter 1845
"	" 1849	Cic. Catil. or.	Winter 1826	"	" 1847
Cic. de nat. deor.	Sommer 1824	"	Sommer 1829	"	" 1849
praemisisis institutionibus mythol.		"	" 1836	"	" 1851
Röm. Atert.	Winter 1824	"	" 1844	"	Sommer 1854
"	Sommer 1827	Livius lib. VI.	Winter 1825	"	" 1856
"	Winter 1828	"	Sommer 1831	"	" 1858
"	" 1830	Röm. Gesch.	Sommer 1832	"	" 1865

G r i e c h i s c h.

Griech. Gramm.	Sommer 1822	Griech. Antiq.	Winter 1837	Aristoph. Equit.	Winter 1839
"	" 1825	"	Sommer 1839	"	" 1843
Griech. Gr. u. üb. Accent	Winter 1827	"	Winter 1841	"	Sommer 1851
Griech. Gramm.	" 1829	"	Sommer 1846	"	" 1853
"	" 1831	"	Winter 1849	"	Winter 1860
"	" 1833	"	" 1853	"	" 1867
"	" 1835	"	" 1856	Aristoph. Acharn.	Sommer 1826
"	Sommer 1841	"	Sommer 1859	Aristoph. nub.	Sommer 1827
"	" 1843	"	" 1861	"	" 1830
"	Winter 1845	"	" 1864	"	Winter 1836
"	Sommer 1848	"	" 1867	"	" 1844
"	" 1850	Griech. Gesch.	Sommer 1844	"	" 1856
"	Winter 1853	"	Winter 1848	"	Sommer 1858
"	" 1855	Hom. Ilias V u. VI	Sommer 1822	"	Winter 1864
"	" 1856	" Ob. XXI—XXIV	" 1824	"	Sommer 1868
"	" 1859	Hesiod theog.	Sommer 1829	Thucyd. I. I et orat. sel.	Winter 1822
"	Sommer 1862	Aeschyl. Pers.	Sommer 1822	" I. I u. II	Sommer 1825
"	" 1863	"	" 1831	" I. I	" 1834
"	Winter 1866	"	" 1838	"	Winter 1837
"	1868	"	" 1855	"	" 1851
Griech. Vtgesch.	Winter 1831	Aeschyl. Agam.	Winter 1825	Aristot. polit.	Winter 1823
"	" 1854	"	Sommer 1835	"	" 1829
"	" 1856	"	Winter 1841	"	Sommer 1832
"	" 1858	"	Sommer 1857	Aristot. pol. VII u. VIII	" 1837
"	Sommer 1860	Soph. Philoct.	Sommer 1840	"	Winter 1844
"	Winter 1863	"	Winter 1840	"	Sommer 1847
"	Sommer 1866	"	Sommer 1846	"	Winter 1850
"	Winter 1868	"	" 1849	Archacol.	Sommer 1822
Griech. u. röm. Vt.	Sommer 1836	"	" 1854	"	" 1848
"	" 1839	"	Sommer 1856	"	" 1850
"	" 1842	"	Winter 1861	"	" 1853
"	Winter 1844	Soph. Antig.	Sommer 1854	"	" 1855
"	Sommer 1847	"	Winter 1859	"	" 1857
"	Winter 1850	"	" 1864	"	" 1859
Griech. Antiq	Winter 1830	Aristoph. Equit.	Winter 1824	"	Winter 1860
"	" 1833	"	Sommer 1833	"	Sommer 1861
"	" 1835	"	"	"	"

Als G. in ein höheres Alter getreten war, beschränkte er, wie es natürlich war, den Kreis seiner Vorlesungen.

Aus diesem Verzeichnis geht hervor, wie umfangreich und gründlich die Gelehrsamkeit Goettlings gewesen ist. Neben den Vorlesungen leitete er außerdem das philologische Seminar seit 1826 und verwaltete seit dieser Zeit auch die Universitäts-Bibliothek.

In den Interpretations-Collegien pflegte er eine längere Einleitung voranzuschicken, in welcher der Zuhörer über die Schrift, die erklärt werden sollte, genauer orientiert wurde. So sprach er bei der Interpretation der Wolken zuerst von der Eigentümlichkeit der alten Komödie, die eine Tochter der Republik, von ihr groß gezogen und gepflegt worden sei; mit ihrem Untergange stirbt auch sie dahin, denn durch das Verbot der Tyrannen bestimmte Personen auf die Bühne zu bringen, entstand eine andere Gattung der Komödie, die ihre Stoffe aus dem Kreise der Familie hernahm, sich also ganz in dem Conversationstone hielt. Diese Art der Darstellung ist dem Aristophanes ganz fremd. Drei Richtungen wurden in der Aristophanischen Komödie unterschieden: 1. die politische, in der es dem Dichter darum zu thun war, diejenigen zu geißeln, welche die alte Verfassung beschränken oder aufheben wollten; die zweite Richtung ist gegen die Verdorbenheit des Volkes gewendet. In den Vespen zieht Aristophanes gegen die ungebändigte Proceßwut der Athener zu Felde und in dem Plutus wird die Geldgier der Mitbürger an den Pranger gestellt. Anders verfährt der Dichter in den Wolken, Vögeln und Fröschen. In ihnen will der Dichter zeigen, auf welche Abwege die Wissenschaft und Kunst führen, wenn der eigentliche Charakter des Menschen verdorben wird, wie dies in der Sophistik jener Zeit hervortritt. In den Vögeln greift er das Streben politischer Philosophen an, die sich ein Wolkenkuckukshaus in den Lüften construieren. Aristophanes will durch die ganze Art seiner Darstellung den Sinn seiner Mitbürger mehr auf das Bestehende hinlenken, um daran zu bessern und umzugestalten. In den Fröschen weist er auf die Abwege hin, auf welche die Kunst gerät, wenn sie einen verderblichen Einfluß auf das Volk äußert. Den Euripides und Agathon hält Aristophanes für solche Dichter, welche eine ungünstige Wirkung auf den Volksg Geist ausüben. Der Komiker scheint seinen Mitbürgern zuzurufen: Gebt acht auf die Kunst, auch die verweichlicht! In den Thesmophoriazusen, der Lysistrata und in den Ecclesiazusen beabsichtigt Aristophanes nachzuweisen, wie die Sittenverderbnis allmählich weiter greift und bewirkt, daß die Bürger aus ihren Schranken heraus zu treten anfangen. Dieser Umstand gerade galt im Altertum als das untrüglichsie Zeichen des Verfalls des Staates. Es wurde natürlich auch über die Ableitung des Wortes Komödie das Nötige beigebracht. In einem zweiten Kapitel handelte G. vom Zustande Athens zur Zeit der Aufführung des Stückes, in einem dritten vom Zweck der Wolken und den darin vorkommenden Personen. Schließlich wurden die Bearbeitungen und Übersetzungen der Komödie einer kurzen Kritik unterzogen. Vor allen Dingen zeigte G. nach dem einstimmigen Urtheil seiner Zuhörer in der Art der Übersetzung, wie vertraut er mit dem griechischen Idiom war und wie er gerade den Aristophanes meisterhaft zu übersetzen verstand. Ein Mann, der wie G. so viel Verständnis für Wit und Humor hatte, ein Mann, der auch die deutsche Sprache in Folge umfassender Studien der deutschen Litteraturwerke in ungewöhnlicher Weise beherrschte, war auch im Stande, die Werke des ungezogenen Lieblings der Gratien vortrefflich in das geliebte Deutsch zu übertragen. Die übrigen Komödien des Aristophanes, welche G. zum Gegenstand seiner Vorlesungen gemacht hatte, wird er in ähnlicher Weise behandelt haben, wie die über die Wolken. Bei der Erklärung wurden kritische und grammatische Fragen erörtert. Die Ansichten Wolfs, G. Hermanns, Reifigs u. s. w. unterzog er einer besonderen Berücksichtigung, gern citierte er die Bemerkungen Hermanns ad Viger librum de praecipuis graecae dictionis idiotismis.

Sehr lehrreich war die Vorlesung über die Politik des Aristoteles. Bereits im Jahre 1824 hatte G. eine Goethio laureati populi principi gewidmete Ausgabe dieses Werkes erscheinen lassen; 1830 trat die Bearbeitung des Dekomus an das Licht. G. hat immer ein lebhaftes Interesse an politischen Dingen genommen. Daher war es ganz natürlich, daß er sich zu Platon und Aristoteles hingezogen fühlte. Die Griechen waren durch ihre Staatseinrichtungen auf die Politik hingewiesen, sie fühlten, wie G. sagte, die Notwendigkeit, daß der Mann sich zur Gesinnung heranbilden müsse, nachdem er sich über das Wesen des Staats klar geworden war; die Griechen wollten handeln und nicht grübeln.

Die Politik des Aristoteles ist die Frucht einer Sammlung von Staatsverfassungen, die er genau durchforschte; die Sammlung ist verloren gegangen. Aristoteles sah die Freiheit der Griechen ihrem Grabe zugehen, sah auch das monarchische Prinzip in sich zerfallen und hatte durch die Beziehungen zu den Königen von Mazedonien Philipp und Alexander vorzügliche Gelegenheit, das Staatsleben nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Man merkt gar leicht, wie die Ausführungen des Aristoteles namentlich Platon gegenüber überall auf tatsächlichen Beobachtungen sich aufbauen. G. wies die Vorwürfe, die man der Politik des Aristoteles wegen Verteidigung der Kleinheit der Staaten und wegen Verteidigung der Sklaverei gemacht habe, zurück. Wenn auch die griechischen Staaten klein waren und die Zersplitterung des hellenischen Volkes in kleinere Staaten gar oft dem Hellenentume Nachteile brachte, so trug doch die Kleinstaaterlei viel dazu bei, das Selbstbewußtsein der Bürger zu heben. Pericles ging ja auch damit um — und der Gedanke war des großen Staatsmannes würdig — alle griechischen Staaten in eine Symmachie zu vereinigen; er schickte Gesandte an alle Staaten, doch an dem Particularismus der Spartaner scheiterte der so lebensfähige Gedanke. Die Sklaverei ist freilich ein großer Fleck im griechischen Leben, aber sie ist allen griechischen Staaten gemeinsam und steht doch hoch über den Kastenwesen des Orients. Dem Aristoteles ist ein Slave der, bei welchem ein Mangel an der Capacität, die ein Staatsbürger haben muß, vorhanden ist. Nach der Einleitung gab G. eine Geschichte der philosophischen Politik bis auf Platon, sprach dann weiter über die Schriften des Aristoteles und deren Schicksale und schließlich wurde die Zeit der Abfassung der Politik erörtert und über die wichtigsten Ausgaben berichtet. Die Erklärung erstreckte sich über die drei ersten Bücher. Kritisches, Grammatisches kam zur Sprache, besonders wurde auf die Ermittlung des Zusammenhanges der einzelnen Kapitel unter einander Wert gelegt.

Eine die Zuhörer sehr fördernde Vorlesung war die über die griechischen Altertümer. Auch hier wurde zunächst wieder betont, daß die classische Philologie die Gesamtkennntnis des Lebens und Wirkens der Griechen und Römer sei. Das Leben und Wirken eines Volkes offenbart sich 1. in der Familie, im Staate und in den Sitten und Gewohnheiten, das ist die praktische Seite und 2. in Religion, Wissenschaft und Kunst, das ist die theoretische Seite des Volkslebens. Alles dies wird durch die Sprache erkannt, die in der Philologie sowohl Mittel als Zweck ist. Aus dem praktischen Theile des Volkslebens wurde die politische Geschichte ausgeschieden. Den Antiquitäten fällt zu: 1. das Kriegs- und Bundeswesen, 2. die Verfassung des Staates und deren Geschichte; die Religion hat sich selbständig gestaltet, doch muß die praktische Seite derselben, wie sie sich in den Opfern darlegt, berücksichtigt werden. Als Einleitung wurde über Land und Leute Griechenlands gesprochen. Den Schluß der ganzen Vorlesung bildete die Topographie von Athen. Goettling hatte bereits im Jahre 1840 Griechenland besucht und so einen Eindruck von dem Lande und den denkwürdigen Stätten, auf denen sich eine so inhaltreiche Geschichte abgespielt hatte, gewonnen.

Daß die Vorlesungen über griechische Litteratur ein besonderes Interesse gewährte, war natürlich. Hier hörte man einen Mann reden, der durch eifriges Studium der Griechen von hellenischem Geiste tief berührt war. Die Ausführungen über das Homerische Epos waren durch die Charakteristik der einzelnen Helden, welche der Vortragende gab, außerordentlich anziehend. Achilles genügte ihm nicht als Held, er ordnet sich dem Ganzen nicht unter, dennoch erscheint er lebenswürdig, zumal bei der Leichenseier des Freundes Patroclus. Sagte doch Schiller: wenn man auch nur gelebt hätte, um den 23. Gesang des Ilias zu lesen, so könnte man sich über sein Dasein nicht beschweren (cfr. *Lehrs de Aristarchi studiis* H. ed II. p. 433.) Auch in dem 18. Buche, fuhr G. fort, tritt er uns menschlich nahe. Er ist der leidenschaftlichste unter den Helden; Agamemnon hingegen trägt den Charakter eines verzagten kleinlichen Heerführers, Menelaos ist trocken und eine sonst nicht lebenswürdige Natur, er ordnet sich freiwillig dem Agamemnon unter; er verdiente es, meinte G., daß ihm die Helena weglief. Nestor war tapfer und in seinem Alter lebenswürdig; Idomeneus erscheint als der Blücher der Ilias, Diomedes, voll des edelsten Willens, ist tapfer, aber roh und unflug, deshalb haben ihm die Künstler ein herculisches Aussehen gegeben, das Borniertheit bekundet, Ajax ist der ehrenhafteste Held, Odysseus scheint ein besonderer Liebling

des Dichters, er ist ruhig, wenn er spricht, zwar nicht feig, aber wohlberechnend. Hector war ein besonderer Liebling Goettlings, er verläßt alles, um dem Vaterlande zu dienen; er weiß, daß Troja untergehen muß, dennoch ist er bemüht, den Untergang von seiner Vaterstadt fern zu halten. Der Dichter hat nach der Auffassung G's. den Hector höher gestellt, als den Achilles. Bei der Untersuchung des Planes empfahl G. von Aristoteles *περί ποιητ* c. 8 und 23 auszugehen. Wenn nun in der Ilias und Odyssee ein Plan wahrzunehmen ist, so ist nach der Ansicht G's. die Wolf'sche Hypothese im allgemeinen hinfällig. Dabei ist wohl zu bemerken, daß Interpolationen nachgewiesen werden können, z. B. ist der Schiffs-katalog*) gewiß ein späterer Zusatz; vor der Zeit, wo die gemeinsamen Feste der Griechen gefeiert wurden, kann er unmöglich aufgezeichnet sein, das 8. bis 10. Buch und ebenso das 3. bis 7. Buch könnten ebenfalls als nicht notwendige Einfügungen betrachtet werden. Im Jahre 1845, wo ich diese Vorlesung über griechische Literaturgeschichte hörte, war G. kein Freund der Liedertheorie, ich glaube, daß er es später auch nicht geworden ist. In Betreff der Odyssee teilte er den Zuhörern nur mit, daß das 23. und 24. Buch angezweifelt worden seien. Gegenwärtig stehen die Untersuchungen über die Homerischen Gesänge auf einem ganz anderen Standpunkte. Die Forschung hat seit jenen Tagen so mächtige, tief eingreifende Fortschritte gemacht, die Vergleichung mit Epen anderer Völker, die Untersuchungen der Sprache der homerischen Dichtung hat die Einsicht in die Natur und das Wesen des Epos so wesentlich gefördert, daß G. heute wohl auch anders urteilen würde als vor Jahrzehnten. Die herrlichen Untersuchungen J. Veffers in den homerischen Blättern, die scharfsinnigen Forschungen C. Lachmanns, M. Haupt's, W. Christ's, des trefflichen Georg Curtius und anderer ausgezeichneten Gelehrter haben für die Betrachtungen der Homerischen Gedichte nach allen Seiten hin fördernd gewirkt. Aus den Anmerkungen zu dem nach allen Richtungen hin zu beachtenden Vortrage von Herm. Bonitz, der mir in der 5. Auflage vorliegt, erkennt man, mit welchem Eifer deutsche Philologen die Homerische Dichtung zum Gegenstande ihres Studiums gemacht haben. Auch die Andeutungen über den gegenwärtigen Standpunkt der Homerischen Frage, welche G. Curtius im Jahre 1854 gegeben hat, verdienen**) noch heute Beachtung. W. Wackernagel faßt in der Poetik S. 73 die betr. Frage sehr hübsch zusammen: Die Lieder der Nöden hatten immer je nur eine Sage erzählt, aus der Reihe von Erlebnissen eines Volkes oder Helden oder Gottes nur je eines herausgegriffen; die recitierenden Rhapsoden waren schon, aber nicht zu weit, über diese Schranken hinausgegangen und hatten die frühere Einfachheit gegen eine jedoch gemäßigte Mannigfaltigkeit vertauscht; sie hatten sich dabei immer noch so nah als möglich an die Überlieferungen der Nöden gehalten, so daß es auch ihnen noch nicht befiel, mehr als einzelne enger verbundene Gruppen aus all den Abenteuern des trojanischen Krieges zu bearbeiten. Nun aber ward nach Maßgabe jener Sagenkreise alles zusammengetragen, was von Dichtungen da hinein gehörte, es sollte hintereinander alles zu lesen und vorzulesen sein (denn man hatte sich inzwischen auch mit dem Gebrauche und der Kenntnis der Schrift besser befreundet), was von diesem oder jenem Lieblingshelden Bedeutendes und auch minder Bedeutendes konnte erzählt werden: all die vorher selbständigen Einheiten der Lieder und Rhapsodien gingen nun in der großen und allgemeinen Einheit einer geschriebenen Epopöie unter. So entstanden in Griechenland die Ilias und die Odyssee, in Frankreich das Gediät von Roncevalschlacht und der Roman de Renart, in Deutschland das Nibelungenlied u. s. f., Die Lachmann'schen Untersuchungen gingen, wie ich nach den Vorträgen glauben muß, Goettling zu weit. Die Verdienste Fr. A. Wolf's, J. Veffers erkannte G. voll und ganz an, aber auch G. Heyne wurde gewürdigt, weil er das halbvergeffene digamma *æol.* wieder ins Gedächtnis zurückgerufen und auf die Scholien hingewiesen habe. In der berühmten geordneten Recension des Heyneschen Homer von J. H. Voss (Jena L. J. Mai 1802) erkannte G. persönliche Gereiztheit. Sehr eingehend wurden die Gedichte des Hesiod, welche G. selbst bearbeitet hatte und die cyclischen Dichter betrachtet. Die

*) Vergl. Niefes Schrift über den Schiffs-katalog.

**) G. Curtius ausgew. Abhandl. II. 8. S. 176 flg.

griechische Litteraturgeschichte schloß mit Plutarchus ab, um dann zum Vortrag über die römische Litteraturgeschichte überzugehen.

Ein wichtiges, viel beehrtes Kolleg G's. war das über die Mythologie der alten Völker, vorzüglich der Griechen und Römer. Die Mythologie spricht den ältesten Glauben der Völker aus von der Entstehung der Welt (Kosmogonie), von der Leitung und Regierung derselben durch die Gottheit (Theogonie). Der kosmogonische Teil ist ein Erzeugnis der reinen Spekulation. Die Philosophie beginnt ihre Spekulation mit der Ergründung des Wesens der Natur und wendet sich erst später der praktischen Philosophie zu. Die Mythologie ist aber die Vorläuferin der Philosophie, oder sie ist vielmehr die älteste Philosophie selbst. Ohne einen solchen Glauben, einen solchen inneren religiösen Halt, ist ein Volksleben nicht denkbar, er ist aufs innigste verwebt mit dem Selbstbewußtsein der Menschen und aus diesem als eine notwendige Folge hervorgegangen. Die Mythologie spricht aber diesen Glauben, diese Ansicht von Welt, Gott und Menschheit nicht aus in wissenschaftlicher Weise, wie die wirkliche Philosophie, sondern im Gewande der Phantasie, in bildlicher, symbolischer Sprache d. h. in der Sprache der ältesten Poesie der Völker; denn die Sprache der Poesie besteht ursprünglich in nichts anderem als in dem Schaffen eines schönen passenden Bildes für die Sache, welche sie bezeichnen will. Ohne eine solche Sprache hätten jene Lehren selbst keinen Eingang gefunden; bloße Abstractionen wären in uralter Zeit eben so wenig verstanden worden als es möglich gewesen wäre, sie in der ältesten Sprache auszudrücken. . . . Die Mythologie selbst ist niemals aus den Schranken der Nationalität herausgetreten; erst der Philosophie der Griechen und dem Christentume war es beschieden, die Schranken der Nationalität zu durchbrechen. Diese Gedanken von Goettling bereits in der Abhandlung über das System der alten Mythologie der Griechen in der Monatschrift Hermes im Jahre 1827 ausgesprochen, wurden in der gleichnamigen Abhandlung, welche in dem 1. B. der gesammelten Abhandlungen (Halle 1851) 170 flg. noch näher ausgeführt. Nach einer allgemeinen Einleitung unterzog G. die verschiedenen mythologischen Werke einer kurzen Beurteilung, um zunächst auf die Darstellung der ägyptischen Mythologie überzugehen, dann wurde die Mythologie der Perser und der Juden geschildert. Erst als ein Einblick in die Mythologien der orientalischen Völker gewonnen war, wurde die der Griechen vorgetragen. Zunächst fanden die Fragen Berücksichtigung: 1. Haben die Griechen geglaubt, daß ihre Mythologie von den Orientalen herrühre? 2. Liegt der griechischen Mythologie eine dualistische Basis zu Grunde oder ist es eine Astral (überische) Religion? 3. Liegt der Mythologie etwa ein physikalischer Sinn zu Grunde? Daß die Griechen in den von ihnen verehrten Göttern nichts Physisches sahen und sehen wollten, geht daraus hervor, daß, als Anaxagoras auftrat und behauptete, Helios sei etwas physisches, eine glühende Metallmasse, etwa so groß, als der Peloponnes, nicht jener strahlende Gott, welcher auf einem prachtvollen Gespanne die Reise um die Erde mache, da ward er in Athen öffentlich als Keger belangt und selbst des großen Pericles Freundschaft und Verteidigung konnte ihn nicht retten von der Verbannung. (G's. Abh. B. I. S. 180.) Nein, war die Antwort. Fragen wir nun nach dem eigentlichen Sinn der Mythologie, so können wir den Inhalt derselben nur aus der ältesten Quelle entnehmen, welche uns zu Gebote steht, und diese Quelle sind die Homerischen Gesänge. Ergiebt sich aus Ilias und Odyssee ein in sich zusammenhängendes mythologisches System, so werden wir dies ohne Zweifel als das wahre altgriechische betrachten dürfen, als den Inhalt des griechischen Volksglaubens, da dasselbe in den genannten Gesängen nicht als ein solches System mit Absicht aufgestellt worden ist, sondern sich bloß aus gelegentlichen Äußerungen der Dichtung entnehmen läßt. . . . Das System aber, welches der altgriechischen Mythologie in ihrem Hauptteile — den kosmogonischen Teil, der keinen Cultus gehabt hat, weisen wir der Spekulation zu — zu Grunde liegt, wie sich dieselbe aus den Homerischen Stellen ergiebt, stehen wir nicht an, so auffallend euhemeristisch dies klingen mag, ein politisch ethisches zu nennen d. h. das Bild eines Staates, in welchem die Menschen ihre eigenen politischen Zustände geordnet hatten, ist übertragen auf das Regiment der Götter. Dieses selbst ist nichts als eine Abbildung des politischen Regiments auf Erden, und ist entstanden mit der Gründung des ältesten

Staates in Griechenland, des Königtums. Die meisten der Schöpfer von Religionsystemen waren auch Staatengründer. Ein uralter König, der zugleich Priester war, wie in Griechenland, welches keine Kasten kannte, heiligte durch seine Gotteslehre den politischen Verein seines Staates selbst, indem er die Götter in gleichem Regiment organisiert sein ließ, wie die Menschen. Aristoteles pol. I. 1 spricht es als Überzeugung seiner Zeit aus, die ältesten Griechen hätten sich deshalb die Götter als von einem König beherrscht gedacht, weil das Königtum überhaupt die älteste Form wahrhafter Verfassung gewesen sei, sobald sie sich aus den ersten Anfängen gesellschaftlicher Ordnung herausgebildet. Nach dieser Stelle muß also ein politischer Sinn in der griechischen Mythologie liegen. Die ältesten Griechen dachten sich ihre Götter nicht als Sterne, nicht als personifizierte Kräfte der Natur, sondern als Lenker und Leiter aller Angelegenheiten der Welt und der Menschen auf dieselbe Weise, wie sie selbst regiert wurden von ihren Königen. Auf diesen politischen Sinn der griechischen Mythologie deutet auch schon die Etymologie des Wortes θεός klar und deutlich hin: denn daß dieses Wort von θεω, dem Stamme von τηρω abzuleiten sei, ist keinem Zweifel unterworfen. Vergl. gef. Abh. I. S. 180 flg. Die Forschungen auf dem Gebiete der griechischen Mythologie haben durch den feinsinnigen Fr. Welcker, den gelehrten Ed. Gerhard und den geistvollen L. Preller, den Freund Goettlings, wesentliche Fortschritte gemacht. Der Anstoß zu diesen Forschungen wurde durch die vergleichende Mythologie gegeben.*) An die Darstellung der griechischen Mythologie, deren letzter Teil sich mit den Mysterien beschäftigte, schloß sich eine Übersicht über die römische Mythologie an. Diese ist leichter zu übersehen, weil sie sich auf einem kleineren Gebiete bewegt. Ein System in die römische Mythologie zu bringen ist schwer, weil die Römer als ein Mischvolk aus drei verschiedenen Völkern Sabinern, Latincrn, Etruskern bestehend, betrachtet werden müssen. Es wurde über die Eigentümlichkeit der Mythologie dieser Völker gehandelt. Die Latiner betrachtete G. als einen mit den Griechen verwandten Stamm, die Sabiner standen auf einer niedern Stufe der Cultur. Titus Lattus hat der Sonne, dem Monde, der Vesta und dem Hephästus Tempel errichtet, ihre Religion war also Sabäismus. Die Sabiner waren ein in Italien sesshaftes Volk, während die Etrusker, nach Niebuhr wahrscheinlich aus Norden von den Alpen her nach Italien gekommen, mit Waffengewalt sich die ihnen entgegenstehenden Völker unterwarfen; ihre Mythologie hatte mit der nordischen gemeinliche Züge. In sehr früher Zeit trat eine Verbindung der etruskischen und griechischen Mythologie ein; die Etrusker haben sich z. B. die ganze Herrogonie der Griechen angeeignet, nur die Namen wurden geändert. Die Vasen und die Spiegel, welche erhalten sind, geben einigen Aufschluß. Numa Pompilius suchte zuerst die verschiedenen Elemente des römischen Religionswesens zu verbinden, gründete einen Tempel der Vesta, der für die drei Völkerschaften einen Vereinigungspunkt bilden sollte, und wurde so der Stifter des Cultus der Römer, die humane Bildung der Latiner führte er den Sabinern zu. Es wurden sodann die einzelnen Gottheiten abgehandelt. Eigentümlich ist den Römern, abstracte Begriffe zu Gottheiten zu erheben, vorzüglich seit der Zeit, als sie mit der griechischen Philosophie bekannt geworden waren (Pietas, Juventas, Concordia, Virtus Honor Libertas, Fides). Außerlich, sagt Hegel, scheint die römische Religion mit der griechischen zusammenzuhängen, aber es ist wesentlich ein ganz anderer Geist in beiden. Die Religion der Schönheit verliert ihre individuellen Gestalten und ihren sittlichen Gehalt. Die römischen Götter sind praktische Götter, sie sinken zu Mitteln herab, sie sind geistlose Maschinen, Verstandesgottheiten, profaische Wesen, die nicht von einem schönen freien Geiste oder von der Phantasie geschaffen sind. Wir haben hier die trockensten Personifikationen von Tugend, Geschicklichkeit u. s. w. Am Schlusse der Vorlesung gab G. noch einmal einen Überblick über die Mythologien der verschiedenen Völker. Die Vorlesungen auch über

*) Man vergleiche die trefflichen Ausführungen über Mythologie von L. Ulrichs in Geschichte der Philologie. Rördlingen 1886 S. 24 flg.

diesen Gegenstand hatten für junge Studenten etwas außerordentlich Anregendes. Die treffliche römische Mythologie von L. Preller, die in erster Auflage der Universität Jena bei ihrer dritten Säkularfeier gewidmet wurde, wird Goettling in vielfacher Beziehung sehr willkommen gewesen sein. Das Wort Prellers, daß die Römer mehr zum Cultus und zur Religiosität, als zur Mythologie und zur Aesthetik aufgelegt gewesen seien, wird G. durchaus gebilligt haben. In den Vorlesungen über römische Antiquitäten, die ich im Wintersemester 1844, in denen über römische Geschichte, welche ich im Sommersemester 1845 gehört habe, traten die Eigentümlichkeiten Goettlings, namentlich bei der Charakteristik einzelner Persönlichkeiten besonders hervor. So war ihm z. B. Augustus immer wieder eine durchaus unsympathische Persönlichkeit. Für den größten Schriftsteller der Römer erklärte er den Tacitus, den Stil des Livius nannte er meisterhaft. Die schriftstellerischen Leistungen Ciceros erschienen ihm größer als sein politisches Auftreten.

Ein viel gewünschtes Kollegium war das über Archäologie der Künste. Als der jugendliche Professor im Jahre 1822 in Jena Vorträge zu halten begann, da las er ein Kollegium über Archäologie (*Archaeologiam Architecturae et statuariae Graecorum enarrabit G.*). Im Jahre 1828 durchwanderte G. Italien und Sicilien und nahm natürlich überall ein lebhaftes Interesse an allem, was in Italien dem Philologen geboten wird. Man hätte nun denken sollen, daß G., nachdem er die herrliche, ihn so nachhaltig anregende Reise in das classische Land gemacht hatte, mit erneutem Eifer sich gerade dem archäologischen Teile seiner Vorlesungen zuwenden würde, doch erst seit 1848 nahm er diesen Zweig der Philologie in den Kreis seiner Kollegien wieder auf. Durch Vorträge, welche auf der Rose auf Anregung Goettlings von den Mitgliedern der Universität gehalten zu werden pflegten, wurden Mittel gewonnen, durch welche Anschaffungen für das neu zu gründende archäologische Museum verwandt werden konnten. Als S. K. H. der Großherzog von Sachsen Carl Friedrich den Saal im Erdgeschoße des Schlosses für dieses Museum anzuweisen geruht, und die für alles Hohe und Schöne empfängliche Frau Großherzogin Maria Paulowna die Dekoration des Saales anbefohlen hatte, konnte zur Freude Goettlings das archäologische Museum eröffnet werden. Durch Geschenke Sr. K. Majestät des Königs von Preußen, der fürstlichen Nutritoren der Universität u. A. ist die Sammlung, wie man aus den Katalogen ersehen kann, wesentlich vermehrt. So hat die Universität Jena durch die unablässigen Bemühungen des für das Altertum hochbegeisterten Philologen ein nicht nur für Philologen wichtiges Bildungsmittel gewonnen. Zu archäologischen Vorlesungen war G. besonders tüchtig ausgerüstet. Im Jahre 1821 hatte er während seines Aufenthaltes in Paris auch diesen Teil seiner Studien nicht vernachlässigt, 1828 bereiste er, wie schon erwähnt, Italien und Sicilien, 1840 besuchte er Griechenland und auf der Rückreise von neuem Italien, 1846 hielt er sich wieder einige Zeit in Paris und London auf und 1852 unternahm er mit Ludw. Preller und Herm. Hettner eine Reise nach Griechenland. Außerdem versäumte er nicht, auf seinen sonstigen kleineren Ausflügen die Museen zu durchwandern und seine Kunstanschauungen zu bereichern. So waren die Vorträge über Archäologie voll von feinen Beobachtungen. In der Einleitung wird die Aufgabe der archäologischen Wissenschaft und der Kunst entwickelt, über die verschiedenen Stile in der Kunst wird gehandelt, dann über die Bedeutung Joh. Joach. Winckelmann's, Lessings, Heinr. Meyers, M. Hirts, D. Müllers, Ed. Gerhards u. a. gesprochen. Auch die Hauptmuseen, in denen sich Originale finden, wurden angegeben, die Sammlungen in Rom, Neapel, Florenz, in London, Paris, München, Dresden und Berlin wurden namhaft gemacht, so daß man einen Überblick über die Fundstätten empfing. Nach dieser allgemeinen Einleitung behandelte G. zunächst die Architektur, dann den griechischen Tempelbau, den dorischen Baustil, das Tempelhaus, Dach und Gesims, dann den ionischen, corinthischen Stil, die öffentlichen, bürgerlichen Gebäude, die tektonische Ausstattung des Innern, die hölzernen Geräte. Hierauf folgt die Behandlung der Plastik, Maler. i u. s. w. In vier Perioden wurde der ganze Stoff dargestellt: 1. Periode die Anfänge der Kunst, 2. Periode die Zeit der Tyrannen, 3. Periode von Pericles bis auf Alexander, 4. Periode von Alexander bis zur Kaiserzeit. In einem Anhang fand die orientalische, die ägyptische, die asiatische Kunst, die der Phönizier und Israeliten noch eine kurze

Erwähnung. Es war natürlich, daß G. das von ihm mit so viel Mühe gegründete Museum bei seinen Vorlesungen benutzte und daß er immer darauf aus war, die mit großer Liebe gepflegte Sammlung zu bereichern. Es wurde von ihm auch ein Verzeichnis des im Jahre 1846 gegründeten archäologischen Museums der Universität Jena herausgegeben. Auch hier erkennt man aus der Charakteristik der einzelnen Bildwerke die Goetlingsche Art wieder. So macht er bei der Statue des Demosthenes folgende Bemerkung: Die (auf der rechten Seite noch mehr als auf der linken) angezogene Unterlippe erinnert daran, daß Demosthenes das Stammeln zu überwinden gehabt hat und es ist bemerkt worden, daß Michel Angelo auf ähnliche Art den Mund seines Moses gebildet hat „(Welcker)“. Wenn außerdem, fährt G. fort, Visconti von den Zügen des größten Redners sagt, sie zeigen keinen liebenswürdigen Charakter, so mag er Recht haben, wenn er einen Mann für die Tafelfreuden und die gesellschaftliche Conversation darunter versteht; es wird aber Jeder zugestehen müssen, daß hinter dieser hohen, gefurchten Stirn große Gedanken gewohnt haben und daß diese ernstern Bräuen den unwiderrüflichen Fall des Vaterlandes betrauern und den festen Vorsatz verkündigen, ihn nicht zu überleben. Wie viel liebenswürdiger ist der tapfere, attische Waffenschmied in seiner abgemagerten sorgenvollen Erscheinung als das wohl erhaltene und mit Gemüßen vertraute Gesicht seines talentvollen Feindes. Ebenso bezeichnend wird bei Aeschines gesagt: Daß dieses geistvolle, aber etwas weidliche Gesicht, mit der an Gemüß gewöhnten Unterlippe und den gut genährten Wangen nicht dem gerechten Marathonskämpfer Aristides gehört, wie man sonst glaubte, sondern dem begabten Gegner des Demosthenes, hat Bescovali nach anderen unzweifelhaften Büsten des Aeschines entdeckt. . . . Es ist aber natürlich, daß der an äußere dramatische Repräsentation gewöhnte Aeschines (er war Schauspieler) in seiner Jugend für eine angemessene Stellung bei seiner Statue gesorgt haben wird, und namentlich ist diese Statue eine der schönsten Gewandstatuen des Altertums geworden.

Die Weimariſchen Freunde Goethes hatten nach der am 18. Juni 1788 erfolgten Rückkehr des Dichters aus Italien nach allen Seiten hin Anregung zur Betrachtung der Kunst empfangen. Sehr treffend bemerkt mein lieber verstorbener Freund und Studiengenosse B. Stark in seiner leider unvollendet gebliebenen Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst (Leipzig 1880) S. 227 flg. H. Meyer, eine technisch erfahrene, klar denkende stetig arbeitende Künstlernatur, war Goethe zur Seite getreten und dieses Verhältnis ist bis zum Tode, in dem ihm Meyer nach wenig Monaten folgt, unverändert geblieben. Andererseits hat Goethe damals in Schiller seit 1795 die notwendige volle Ergänzung seiner Natur nach der spekulativen Seite und nach der Welt der Ideen gefunden. Und gleichzeitig ist er mit Fr. A. Wolf als dem bahnbrechenden kritischen Geiste im Gebiete der Altertumswissenschaft in lebhafteste Beziehung getreten. Andere Geister feinsinnigster Art, wie ein W. von Humboldt oder mehr einseitiger Art oder von überwiegender Betriebsamkeit, wie Hirt, wie Niepenhausen, Böttiger, Fernow, Riemer, auch ein jüngeres Geschlecht wie die jung aufstrebenden Philologen Joh. Schulze, Ferd. Hand, C. W. Goetling bilden mit diesen in lockerem Verband, aber doch von Goethes Zauber gehalten in wechselnder Reihe den Kreis Weimariſcher Kunstfreunde. Vorträge über Kunst, gehalten vor einem auserlesenen Kreise, an dessen Spitze die Großherzogin Maria Paulowna stand, geben zum Zusammenfassen immer neue Gelegenheit, zur genauen Ausarbeitung die Teilnahme an der mit Erklärung und Illustration begleiteten Herausgabe von Winkelmanns Werken. Im Jahre 1824 erschien die Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen von ihrem Ursprunge bis zum höchsten Flor (Dresden 1824 2. B.). Später 1836 wurde von F. W. Riemer aus dem Nachlasse H. Meyers Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen und Römern, herausgegeben.*)

So erkennt man, daß Goetling, der gewiß auch schon auf dem Gymnasium durch seinen Lehrer Joh. Schulze, welcher mit H. Meyer nach dem Tode Fernows die Herausgabe der Werke Winkelmanns übernommen hatte, Anregung für diesen Zweig der Thätigkeit des Altertums

*) B. Stark Handbuch der Archäologie der Kunst S. 231.

empfangen hatte, durch die Weimariſchen Kunſtſreunde in lebendiger Beziehung zur Betrachtung der Kunſt gebli-ben war. Als Ludw. Preller mit einer Arbeit über Goethe und Meyer beſchäftigt war, ſchreibt Goettling (d. 6. Octbr. 1858): Die Arbeit über G. und M. muß Dir viel Vergnügen machen. Welche Zeit dieſe Goethiſche, wir franken alle jetzt an der Dürreſucht des Verſtandes und ſind namentlich aller Liebe baar.

Schließlich erwähne ich noch die gewiſſenhafte Thätigkeit, welche G. dem Seminar zuwandte, das er während meiner Studienzeit zuerſt in G. meiniſchaft mit A. Eichſtädts und Hand, nach dem Tode Eichſtädts mit F. Hand leitete. Er beurtheilte die Leiſtungen vielleicht zu milde. Köſtlich war es, ihn lateiniſch ſprechen zu hören. Bereits ſeit 1826 war er Mitdirektor des philologiſchen Seminars.

§ 5.

Die wiſſenſchaftliche Thätigkeit Goettlings.

Neben ſeiner akademiſchen Thätigkeit, die er nur ſelten unterbrach, da er treu und ge-wiſſenhafte zu jeder Zeit ſeines Berufes wartete, war G. auch unabläſſig bemüht, in ſeiner Wiſſenſchaft als Gelehrter Tüchtiges zu leiſten. Wenn er auch in einem Briefe an Ludw. Preller (am 9. Januar 1852) ſchreibt: man bringt mit der Schriftſtellerei nicht viel vorwärts: ſich ſelbſt thut man ſelten genug und die anderen leſen es entweder nicht oder meinen, es ſei doch alles über-flüſſig und verſtände ſich von ſelbſt, auch wenn es nicht geſagt werde. Dann fügt er verſtimmt über die damaligen Verhältniſſe hinzu: überhaupt macht einem Deutſchland nicht die geringſte Freude, nur viel Kummer und Trauer, was ſoll denn auch die verſuchte Federſucherei, mit der kein Hund vom Ofen gelockt wird!., Doch er konnte es nicht unterlaſſen, ſich wiſſenſchaftlich zu bethätigen. Außer den bereits obgenannten Schriften: Lehre von dem Accent der griechiſchen Sprache, welche zuerſt in Rudolſtadt 1818, dann in neueren Auflagen erſchien, Ueberſetzung des Romanes des Heliodorus Theagenes und Charikleia Frankfurt 1822, Ausgabe der Grammatica Theodosii Alexandrini Leipzig 1822 und außer dem mit ſeinen früheren Studien in engem Zusammenhange ſtehende Jena 1835 erſchienenen dem Geh. Hofrat Dr. Jacobs in Gotha und dem Geh. Regierungs-Rat Dr. Lobeck in Königsberg gewidmeten Werke: Allgemeine Lehre*) vom Accent der griechiſchen Sprache hat er noch andere Werke veröffentlicht, welche ſeine Gelehrſamkeit in erfreulicher Weiſe bekunden.

Goettling hatte, wie aus ſeinem Bildungsgange ſchon hervorgegangen iſt, eine Neigung die politiſche Entwicklung der Culturvölker zu erforſchen. Dies trat in ſeinen Vorleſungen hervor. Das zeigt ſich auch in manch anderer Schrift, die er veröffentlichte. So war es leicht erklärlich, daß er ſich zu der Politik des Ariſtoteles hingezogen fühlte, ſie bearbeitete und 1824 in Jena herausgab. Das Buch war Goethe (Goethio laureati populi principi) gewidmet. Der Philolog kannte die Liebe und Verehrung, welche der Dichter dem Weiſen von Stagira zollte, und wußte, daß dieſer Ausdruck der Hochachtung Goethe erfreuen würde. Aus dem Briefwechſel unſerer beiden größten Dichter geht hervor, wie eingehend ſie ſich mit den von dem Philoſophen erlauchten Geſetzen der Dichtkunſt beſchäftigt haben. Ariſtoteles, ſchreibt Schiller (den 5. Mai 1797), iſt ein wahrer Hölle-richter für alle, die entweder an der äußeren Form ſclaviſch hängen oder die über alle Form ſich

*) A. Böck in der Encycl. der Philol. S. 786 bemerkt: G. hat von der muſikaliſchen Entſtehung des Accents keine richtige Vorſtellung.

hinwegsetzen . . . Shakespeares, soviel er gegen ihn sündigt, würde weit besser mit ihm ausgenommen sein, als die ganze französische Tragödie Goethe berichtet im Mai 1827 an den Freund Zelter: Stünden mir jetzt in ruhiger Zeit jugendlicherer Kräfte zu Gebote, so würde ich mich dem Griechischen völlig ergeben trotz allen Schwierigkeiten die ich kenne: die Natur und Aristoteles würden mein Augenmerk sein. Es ist über alle Begriffe, was dieser Mann erblickt, sah, schaute, bemerkte, beobachtete, dabei aber freilich im Erklären sich übereilte. Thun wir aber das nicht bis auf den heutigen Tag?“, Unden, die Staatslehre des Aristoteles u. s. w. Leipzig 1870 S. 90 jagt: Nach den Ausgaben von Joh. Gottl. Schneider Saryo Frankfurt 1809 und der des Koraes Paris 1821 macht die Texteskritik der Politik des Aristoteles durch die Ausgabe Goettlings einen unterschiedenen Fortschritt. Außer dem angehängten Commentar verdienen vier zu Jena erschienene Abhandlungen zu schwierigen Stellen der Politik Beachtung.*) Die Aristotelischen Forschungen haben in den letzten Decennien durch J. Bekker, Fr. Trendelenburg, G. Bonitz, G. Rasmann, A. Schwegler, J. Bernays, G. Teichmüller, Ad. Stahr, Rud. Eucken, Leonh. Spengel, Franz Susemihl, G. Diels u. a. so erhebliche Fortschritte gemacht, daß die Leistungen Goettlings, der 1830 auch Aristoteles, Deconomicus u. herausgab, in den Schatten gestellt sind. Herr Prof. Susemihl, welcher im Jahre 1872 eine treffliche Ausgabe der Politik des Aristoteles veranstaltet hat und mit den Leistungen auf dem Gebiete Aristotelischer Untersuchungen wohl vertraut ist, teilt mir gütigst mit, daß das Urteil Nic. Madwigs Adv. crit. 1. S. 461 (?) über Goettlings Ausgabe allzuscharf sei — W. pflegte deutsche philologische Leistungen immer sehr streng zu beurteilen, und glaubte die philologische Kritik allein im Besitze zu haben — aber zum Teil richtig sei. Freilich ist der Text von G. Schneider viel zu willkürlich festgestellt, aber wahr ist es, daß Goettling und Stahr den begründeten Anstößen, die Schn. und der treffliche Koraes genommen und zum Teil ganz richtig aus dem Wege geräumt hatten, durchaus nicht gerecht geworden sind. Dies schließt nicht aus, daß G. Manches für die Kritik und die Ergänzungen gethan hat, aber einen eigentlichen Fortschritt bezeichnet seine Ausgabe nur insofern, als wir durch sie die allein maßgebenden Handschriften zuerst kennen gelernt haben, von denen dann J. Bekker wunderbarer Weise nur eine einzige und daneben lauter Schund benutzte. Dies große Verdienst kommt aber doch eigentlich nicht so sehr Goettling als vielmehr Hase zu, von welchem er die Collationen nachträglich erhielt. G. berichtet darüber in der Vorrede zu seiner Ausg. S. 27 flg. Nun meint Prof. Susemihl auch, daß man bei G. nicht finde wie jene Handschriften zu benutzen seien oder höchstens hier und da ein ganz schwacher Ansat, ein gut Teil mehr, wenn auch nicht ohne Irrtümer und lange nicht genug bei Ad. Stahr. (Aristoteles Pol. u. s. w. Lipsiae 1839.) In seinem Kolleg über Aristoteles Politik erklärte G. den Text der Stahrschen Ausgabe für ausgezeichnet. Es ist nicht zu leugnen, daß G. in dieser Beziehung der Richtung der Philologie nicht ganz gerecht wurde, welche, wie L. Ulrichs in der überaus feinen Schrift: Grundlegung und Geschichte der classischen Altertumswissenschaft (Nördlingen 1886) S. 125 treffend darlegt, zuerst die Überlieferung feststellt und die nachweisbar älteste Gestalt mit Zuziehung der Citate anderer Schriftsteller und der Scholien ermittelt (Recensio) und dadurch der Emendatio einen sichern Boden gewinnt. Diese wird dann nicht mehr desultorisch, sondern im echten Sinne divinatorisch verfahren können. Endlich, fährt Ulrichs fort, hat die höhere Kritik den Ursprung des Schriftwerks zu erforschen. Die Erklärung beginnt erst nach der Recensio, hat aber dann im Einklange mit den beiden letzteren Operationen der Kritik zu verfahren. Am vollständigsten vereinigt die meisterhafte Ausgabe des Lucretius Lachmanns letztes und größtes Werk alle diese Eigenschaften. Die höhere Kritik glänzt in Lachmanns epochemachenden Forschungen über Homers Ilias, dann vollständig in den Betrachtungen über H. Ilias (1847).

In der von Fr. Jacobs und Val. Chr. Fr. Roß veranstalteten bibliotheca graeca gab G. 1831 (Gothae) die Gedichte des Hesiod heraus. Diese Ausgabe ist seit einer Reihe von Jahren

*) 1 De notione servitutis apud Aristotelem Jena 1821, 2 de Politicorum loco II, 3 Jena 1835, 3. de machaera Delphica Jena 1856, 4. de loco primi libri Politicorum p. 1253 dazu 18 9 de veneno Stygis quod Aristoteles fertur misisse Alexandro.

für Lehrende und Lernende ein wichtiges Hilfsmittel zum Verständniß des Dichters gewesen und erst 1878 ist sie durch die Bearbeitung der zweiten Auflage von Joh. Flach mit Benutzung der seit dem Jahre 1843 erschienenen Arbeiten über Hesiod umgestaltet und auf den gegenwärtigen Stand der Forschungen über den Sänger von Askra gebracht worden. Als G. die Bearbeitung der Gedichte übernahm, war für Hesiodus im Ganzen wenig geschehen: Fr. August Wolf hatte 1783 die Theogonie, Heinrich 1802 den Schild des Hercules, L. Lanzi die opera und dies 1808 und Fr. Aug. Wilh. Spohn die Werke und Tage 1819 herausgegeben. Goettlings Arbeit fand daher vielfache Anerkennung. G. Hermann aber, einer der feinsten Kenner der griechischen Sprache, recensirte das Werk G's. in den Wiener Jahrbüchern (1831 B. 59*) sehr gründlich und wies viele Versehen nach. Das Erscheinen der Ausgabe Hesiods war um so erfreulicher, sagt G., weil sie von einem Manne unternommen war, dessen Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu bedeutenden Erwartungen berechtigten. Diese Erwartungen sind auch zum Teil in Erfüllung gegangen. Wenn sie, aber zum Teil noch unerfüllt geblieben sind, so ist das weder den Talenten noch den Kenntnissen des Herausgebers, sondern der unverkennbaren Eilfertigkeit und Flüchtigkeit, mit der er gearbeitet hat, zuzuschreiben. Trotz der großen Ausstellungen, welche von G. Hermann gemacht wurden, heißt es doch am Schlusse: Herrn Goettling, der ein gelehrter, scharfsinniger, geistreicher und überhaupt kräftiger Mann ist, kann es nicht schwer werden, sobald er nur will, etwas Ausgezeichnetes ins Werk zu richten. Möge er sich dazu die nötige Zeit und Muße nehmen, und eingedenk der Kraft, die er besitzt, den Kranz, der den Starken gebührt, nicht andern überlassen. „Es gereichte, sagt L. Uelichs**) mit vollem Rechte, dem ebenso kräftigen, wie bescheidenen Manne zur Ehre, daß er die Berichtigungen in Hermanns scharfer Recension benutzte und in wiederholter Bearbeitung 1843 Text und Erklärung des Dichters förderte.“

G. widmete in voller Würdigung der Verdienste des großen Leipziger Philologen seine im Jahre 1840 erschienene Geschichte der römischen Staatsverfassung von der Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsars Tode den Herrn Gottfried Hermann und August Böckh. Der Staat der Römer, sagt G., im Gegensatz zu dem gottgeliebten Volke der Griechen, welche in Kunst und Wissenschaft von andern Völkern nie Erreichtes geschaffen — ist ihr Kunstwerk, ihr Recht ihre ewig geltende Wissenschaft: ein Kunstwerk und eine Wissenschaft, welche, nicht hervorgegangen aus der Seele eines einzigen Mannes, wie Pallas Athene, die Göttin des griechischen Staates, in voller Rüstung aus dem Haupte des Zeus hervorsprang, vielmehr des ganzen Römischen Volkes Werk sind, an welchem sieben Jahrhunderte gearbeitet haben und in diesen die edelsten Geister und die festesten Charaktere. Die römische Verfassung gleicht nicht einem Tempel der Griechen in seiner einfachen Kunst, wie der Plan eines einzigen Architekten ihn erstehen ließ, wohl aber einer großartigen Festung auf einem gewaltigen Felsen, in welcher die allmählich entstandenen Bastionen und Thürme dem Lokale vollkommen entsprechen und die tapfere Besatzung stets zu Hause ist, überall sich zu finden weiß, alle Winkel und Vorteile kennt, dem Feinde immer unerwartete, unübersteigliche Hindernisse darbietet und lieber dem Tode sich hinzugeben entschlossen ist, als die Festung dem Feinde. Ein Hauptzweck des Buches (S. IX) war die geschichtliche Darstellung des siegenden Staatsrechtes (der Latiner im Gegensatz zu dem beschränkten Patriarchat oder dem Stamm und Familienrecht der Sabiner) des großartigeren Vereins über den beschränkteren; das allmählich unterliegende Stamm- und Familienrecht hat er als untergeordnet für seinen Zweck betrachten müssen und, entfernt von zu sehr ins Einzelne gehenden Diskussionen, nur so viel davon aufgenommen als zur Charakterisierung der Hauptsache diente. In dem andern Teile, dem Staatsrechte, war es sein besonderes Augenmerk, die ruhige consequente Weise hervorzuheben, in welcher ein anfangs unterdrückter, fast rechtloser Volksstamm durch eigene Kraft sich allmählich zu derjenigen Freiheit emporgearbeitet, welcher ein

*) Die Recension ist wieder abgedruckt und mit Zusätzen versehen in G. Hermanns opusc. vol. VI. S. 142 bis 292.

**) Gesch. der Philol. S. 121.

thatträchtiges Volk bedarf, und in welcher das römische Staatsrecht sich so kräftig entwickelt hat. In den Vorlesungen über römische Geschichte und römische Altertümer waren natürlich dieselbe Anschauung und Auffassung maßgebend. Vor den Forschungen Niebuhrs hatte G. eine tiefe Hochachtung, und wir bedauern, daß er in die gesammelten Abhandlungen nicht mit aufgenommen hat die Besprechung der römischen Geschichte B. G. Niebuhrs in Goethes Kunst und Altertum (4. B. 2. Heft Stuttgart 1828 S. 233*) und den ebenso trefflichen Artikel in Hall. Jahrb. 1838 Nr. 111 zur Charakteristik Niebuhrs.

Unter den Besprechungen, welche das Goettlingsche Buch gefunden hat, hebe ich besonders zwei hervor. W. Herzberg, der Herausgeber des Propertius, hat in den Hallischen Jahrbüchern 1841 Nr. 141 flg. das Goettlingsche Werk einer scharfen Anzeige unterzogen. Die Abhängigkeit von Dionysios ist es, welche vor allem in den sagenhaften Zeiten der Volksgeschichte Italiens und des entstehenden Roms Herrn Goettlings Darstellung bedingt. Insbesondere wird in der Recension auf die vielfach gewagten Etymologien G's. hingewiesen. Auch in den Münchener gel. Anzeigen vom 9. August 1842 Nr. 157 ist eine mit D. unterzeichnete Anzeige der römischen Staatsverfassung G's. erschienen. Hier wird getadelt, daß es ein tiefer Mißgriff G's. sei, daß er constitutionelle Ideen auf alte römische Verhältnisse übertragen habe. Die feine, in das Wesen römischer und namentlich juristischer Dinge eindringende Weise Buchtas wird der Goettlingschen Methode entgegengestellt. Die Etymologien, welche in dem Goettlingschen Werke sich finden, sind allerdings gewagt, indessen ich stimme dem Urtheile A. Böckhs bei, der das Buch übersichtlich und gut nennt.**)

Im Jahre 1851 wurde der erste Band der gesammelten Abhandlungen veröffentlicht, 1863 erschien ein zweiter Teil. In allen diesen Arbeiten tritt uns der geistvolle, alle Gebiete der Altertumswissenschaft beherrschende Gelehrte entgegen. Die Schreibart ist eigentümlich anziehend; kernig und markig. Man fühlt, daß die Seele des Schreibenden ganz von dem Gegenstande erfüllt und ergriffen ist. Einige von den aufgenommenen Abhandlungen sind aus Vorträgen entstanden, welche zum Besten der Gründung eines archäologischen Museums von G. und anderen Mitgliedern der Universität in den Wintermonaten gehalten zu werden pflegten. Sein letztes Werk, dessen Erscheinen er nicht mehr erleben sollte, sind die opuscula academica Caroli Guilelmi Goettlingii praefationis loco auctoris imaginem adumbravit Kuno Fischer Lipsiae 1869. Ich bedauere, daß die herrliche Rede de humanitatis studio nicht eine Stelle gefunden hat. Hier zeigt sich G. als ein Mann, welcher die lateinische Sprache voll und ganz in seiner Gewalt hat. Die Mitglieder des philologischen Seminars wissen auch, daß er im Gespräch das lateinische Idiom vortrefflich zu gebrauchen verstand. Seine Seele war eben eingetaucht in das hellenische und römische Altertum. Die Gegenstände der classischen Philologie waren bei ihm, sagt treffend K. Fischer, so in Leben und Anschauung übergegangen, daß man unter dem Eindruck seiner Person und Gespräche ganz vergessen konnte, wie langjährige, mühsame und schwierige Untersuchungen diese so lebendige Anschauung gereift hatten. Außerdem hat G. seit dem am 14. März 1851 erfolgten Tode Ferdinand Hands bis zum Sommer-Semester 1867 die Programme der Universität geschrieben, nur einige dieser zahlreichen Programm-Abhandlungen sind in die opusc. acad. aufgenommen. Vielfach hat sich G. auch mit lateinischen und griechischen Inschriften beschäftigt, den Wert dieser so wichtigen Denkmäler wußte er, der Italien und Griechenland kannte, voll und ganz zu würdigen. Zum Gegenstande academischer Vorlesungen sind meines Wissens die Inschriften zuerst von dem geistvollen und gelehrten H. Sauppe in Goettingen gemacht worden, Rud. Schöll in München und W. Dittenberger in Halle waren wohl die ersten, welche an diesen Goettinger Vorlesungen teilnahmen.

*) Vergl. Goethe und Goettlings Br. S. 21: Sie haben mir, schreibt Goethe, durch die Entwicklung des niebuhrschen Werkes ein großes Geschenk gemacht; sie ist völlig nach meinen Wünschen und über meine Erwartung, dabei so vollkommen klar und schön, daß man glaubt, man habe sie selbst schreiben können; sie wird als höchste Zierde meines diesmaligen Heftes erscheinen.

**) A. Böckhs Encycl. S. 363.

§ 6.

Goethe und Goettling.

Das erste Jahrzehnt der akademischen Wirksamkeit Goettlings war das letzte im Leben Goethes. Der Dichter, welcher ein feines Verständnis für Persönlichkeiten hatte, erkannte in dem Jenerer Philologen einen kernhaften, gelehrten und geistreichen Mann. Hatte doch Goethe stets auch mit Männern verkehrt, welche ihm behülflich sein konnten, immer tiefer in den Ideenkreis des Altertums einzudringen. Gern hatte er in früheren Jahren mit Friedr. Aug. Wolf, mit W. von Humboldt, mit Joh. Heinr. Voss, mit A. Eichstädt philologische Beziehungen unterhalten. Besonders nahe stand ihm Fr. W. Niemer, (ein Schüler Fr. A. Wolfs), er war Erzieher im Goetheschen Hause, übernahm dann 1812 eine Professur am Gymnasium, 1828 wurde er Ober-Bibliothekar. Als G. in seiner Vaterstadt 1822 Professor der classischen Philologie geworden war, da wurde von ihm auch Goethe, welcher mit der Universität in so nahen Beziehungen stand, besucht. Nach einem dieser Besuche schrieb ihm der Dichter: Ich würde es mir zur Freude und Ehre anrechnen, wenn Sie die Bemühungen, die Sie alten Schriftstellern zugewandt, auch mir wollten zu Gute kommen lassen; auch würde mir es doppelt angenehm sein, weil ich hierdurch mit Ihnen in genauere und fortwährende Berührung kommen würde. Weimar, den 10. Januar 1825. Aus dem von R. Fischer (München 1880) herausgegebenen Briefwechsel zwischen Goethe und Goettling erkennt man, wie hoch der Dichter den Philologen geschätzt hat. Der Freund Goethes, C. L. v. Knebel, der als Erzieher des Prinzen Constantin 1774 nach Weimar berufen worden war und seit 1805 seinen Wohnsitz in Jena genommen hatte, fragte auf Veranlassung Goettlings am 17. Juli 1823 bei Goethe an, ob er gestatte, daß G. ihm die in der Herausgabe begriffenen Bücher der Politik des Aristoteles widme. Die Antwort auf die Anfrage fehlt.*) Der Brief ist wahrscheinlich verloren gegangen. Am 16. September 1824 übersendet G. seine Ausgabe mit dem Schreiben: „Ew. Excellenz werden mit gewohnter Güte die Freiheit verzeihen, die sich ein Mann genommen, der schon lange durch ein öffentliches Denkmal die Verehrung ausgesprochen hätte, die er für Ew. Excellenz hegt, seit er denken kann: die Freiheit, Ihnen die beifolgende neue Ausgabe der aristotelischen Politik zuzueignen. Was wohl andere fragen könnten, warum ich dem Dichter ein so strenges, logisch forderndes, nüchternes Buch gewidmet, wofür man die Politik des Aristoteles oft allein zu halten geneigt ist, ohne ihr Wesen und ihren Sinn gehörig zu kennen, das werden Ew. Excellenz nicht fragen, denen am allerwenigsten entgeht, wie die wahrhafte Universalität des aristotelischen Geistes, der die Werke der Gottheit wie der Menschen zum Gegenstande seines Forschens gemacht, keinem Manne der neueren Zeit sich mehr befreundet gefühlt haben würde als gerade Ihnen. Kein Philosoph des Altertums hat mit einem Dichter so innige Freundschaft gehalten als Aristoteles mit Theodectes (von Phaselis**). Kein Philosoph hat seinen Geist als einen so

*) Vergl. Goetheforschungen v. Volbemar Freih. v. Diebemann. Neue Folge Leipzig 1886.

**) Schüler des Sokrates und Platon; er entwickelt das rhetorische Element in der dramatischen Kunst noch mehr als Euripides Vergl. griech. L. G. v. Bergl III. S. 620.

wahrhaft poetischen gezeigt, als Aristoteles in dem rührenden Gedichte auf den Tod seines Freundes Hermias, den er selbst unter dem Spott seiner Zeitgenossen nie als den seinigen verläugnet hat, keinem Philosophen des Altertums hat die hohe Stellung, das Bewußtsein, den ersten Heldenkönig seiner Zeit erzogen und gebildet zu haben, den freien Blick der Forschung, selbst in der Politik, so wenig getrübt als ihm. Darum habe ich geglaubt, keinen würdigeren aus der Reihe des Altertums Ihnen vorlegen zu können als diesen Philosophen. Dieser Brief an Goethe eröffnet die Sammlung des Briefwechsels mit Goethe. Die Ausgabe der Goetheschen Werke, an welcher Goettling philologisch sich beteiligt hatte, wurde ihm später mit einer Beilage übersendet. Für diese Zuwendung spricht der Philolog in einem Schreiben vom 2. Juni 1827 seinen wärmsten Dank aus: Ew. Excellenz haben mich bisher immer durch eine Gewogenheit beglückt, die mir stets als der schönste Stern meines Lebens erscheinen wird, und nun bin ich durch die neuen Gaben, die mir durch Ew. Excellenz gütige Hand zugekommen sind, so beschämt, daß ich nicht weiß, wie ich meinen Dank aussprechen soll. Die Werke aus der Hand des großen Dichters mit den teuern eigenhändigen Zügen sollen meiner Familie ein beständiges, ehrendes und geehrtes Vermächtnis bleiben, ein *παράδειγμα* eis *ἀεί* im Einzelnen wie die Werke es im Ganzen für die Nation. Die andere Gabe denke ich nicht besser und des gütigen Gebers würdiger zu verwenden, als wenn ich sie mir zu einer Reise nach Italien aufspare, zu der ich schon seit Jahren mich vorbereite und die ich gewiß ausführen werde, wenn Ew. Excellenz mir dazu einen Urlaub von einigen Monaten verwilligen; daß ich aber vorher das Notwendige für den Katalog unserer Bibliothek beende, versteht sich von selbst. Der Dichter schreibt am 29. Dezember 1827: Auf die Reise freue ich mich in Ihrer Seele. Wenn ich einen Freund auf eine solche Fahrt sich bereiten sehe, ist es mir, als wenn ich selbst einpacken müßte, ihn zu begleiten und so genieße ich denn auch zum voraus die Früchte, die Sie reichlicher als jeder Andere für sich und uns einernter werden und am 1. Februar 1828 spricht er den Wunsch aus: Mögen Sie Ihre Reise, die Sie mit so gutem Mute antreten, glücklich vollführen und so das Komplement Ihrer ernsten und treuen Studien gewinnen und auch unsere Zustände damit bereichern und am 12. Februar 1828 schickt Goethe Empfehlungsbriefe u. a. für die Reise nach Italien. Der Dichter, welcher den Jenaischen Philologen genau kannte, wußte in Erinnerung dessen, daß er, wie er sich ausdrückt, dem Lande, in welches jetzt der befreundete Professor hinzog, seine künstlerische Wiegeburt zu verdanken habe, daß auch der junge Gelehrte in Italien an neuen Anschauungen und Vertiefung seiner Kenntnisse wesentlich gewinnen würde. Die ganze Art und Weise, mit welcher der Dichter dem geistvollen Philologen entgegentritt, ist wieder ein neuer Beweis von der unvergleichlichen Liebenswürdigkeit des einzigen Mannes. Anfangs März trat Goettling seine Reise an und am 11. März 1828 sendet er von Venedig aus den ersten Reisebericht an Goethe. Ich hebe aus dem Briefe eine für Goettling höchst charakteristische Stelle heraus: In der Glyptothek hat sich der König von Bayern ein schöneres Denkmal gesetzt als in allen Gemäldegalerien, die sein Vater und Prinz Eugen zusammengebracht haben. Ich weiß nicht, ob es an meinem beschränkten philologischen Sinne liegt: aber ich werde mich in den vielen Gemäldegalerien schwerlich heimisch fühlen, während mir bei braven Sculpturarbeiten stets wohl wird. Einen Teil der Ursache des Mißbehagens muß ich aber wirklich doch auch auf die furchtbare Monotonie der greulichen christlichen Mythologie schieben, die im Vergleich mit dem unübersehbar reichen Reichthum, der großen Freiheit und Lebendigkeit der antiken ungeheuer verliert. Es stimmt diese Betrachtung durchaus zu dem Eindrucke, den ich von G. habe und zu dem was K. Fischer in der Vorrede zu den opusc. Seite 5 treffend so ausdrückt: Jene gemüth- und phantasievolle Innigkeit seiner Natur, womit Alles, was ihn erfüllte, durchempfundnen, belebt und zusammengehalten war, machte zugleich seine große und bewunderungswürdige Einfachheit Auch darin glich er dem Vorbilde der Alten. Wäre das Wort nicht so vergriffen, so würde ich sagen, er war eine durchaus plastische Natur, in der Alles aus einem Grundcharakter hervorging und in demselben Typus übereinstimmte. Wer diesen verstand, konnte sich Alles in ihm einfach und sicher zurechtlegen. Als G. nach seiner Rückkehr aus Italien sich weiter an der Herausgabe der Goetheschen Werke beteiligte, schreibt er bei Gelegenheit der Durch-

sicht der italienischen Reise (den 6. März 1829). Ach, was es ein ganz anderes Leben so köstlicher Reisebeschreibungen ist, wenn man selbst das Land gesehen, vor denselben ewigen Zeugen des Adels der menschlichen Natur glücklich gewesen ist, sich in denselben Wißeln geireut hat! Ich mache jetzt an der Hand des Buches Ew. Excellenz die ganze Reise noch einmal durch, und um so lebendiger, als meine Augen noch kaum sich weggewendet haben von der göttlichen Natur und den eben so göttlichen Denkmalen schöner Zeiten. Nach langer Zeit ist mir das Herz wieder weich geworden, daß ich meine, ich sei zum zweiten Male seit der Erbsünde um das Paradies gekommen. Ich hatte neulich ein Gespräch mit einem geistreichen, aber in gewisser Beziehung bornierten Manne, der mich scherzend fragte, ob ich denn nun wirklich gewonnen habe durch die Anschauung Roms etc. So ein Ungeborener ist doch wirklich lächerlich; aber mehr bedauernd möchte ich sagen. Wer den Gewinn eines solchen Anschauens, wie das Facit eines Rechenexempels mit Zahlen ausdrücken will, steht — zu großer eigener Freude muß ich es sagen — noch auf einer tiefen Stufe, er weiß nicht, daß man ein anderer Mensch geworden ist, wenn man gleich noch dieselbe Nase und dieselben Ohren hat., Sehr bezeichnend ist auch eine Äußerung in einer Zuchrist an Goethe aus Neapel den 24. Juni 1828, wo er über seine Reise in Sicilien erzählt, und bei der Beschreibung der Tempel und Weine Agrigents die Schilderung unterbricht und ausruft: Tempel der Juno Lucina und der Concordia und vor allen ihr riesenwäßigen Trümmer des Tempels des olympischen Zeus, ihr habt einen im Schulstaube fast ersticken Professor von Jena zu reinerer Luft erhoben, ihr habt seinem leeren Leben einen Hintergrund gegeben, der ihn im Alter nicht verderben lassen wird! Dank Ew. Excellenz und abermals Dank, daß Sie mich dieser Freude haben teilhaftig werden lassen., Die Briefe sind ein herrliches Denkmal für die Kenntnis zweier bedeutender Menschen; sie zerfallen in drei Abteilungen: 1. Briefe zu Goettlings italienischer Reise, 2. Briefe G's. aus Italien und 3. Briefe nach der Heimkehr. In dem Goethe-Archiv zu Weimar werden sich hoffentlich noch Briefe von Goettling vorfinden, welche sich auf die Feststellung des Textes der von dem Dichter veranstalteten Gesamtausgabe seiner Werke beziehen. Anfangs Oktober 1828 kehrte der Philolog von der Belehrung und Genuß bringenden Reise, die er mit einem Amtsgenossen, dem Professor der Anatomie Emil Huschke, gemacht hatte, in die Heimat zurück. Es war begreiflich, daß er bald nach Weimar eilte, um seinem Gönner persönlich Bericht über seine Erlebnisse zu erstatten. Eckermann berichtet unter dem 8. Oktober 1828 in den Gesprächen mit Goethe: Professor Goettling trat herein, von seiner italienischen Reise ganz frisch zurückgekehrt. Ich hatte große Freude, ihn wieder zu sehen, und zog ihn an ein Fenster, daß er mir erzählen möchte.“ Nach Rom, sagte er, „nach Rom müssen Sie, um etwas zu werden! Das ist eine Stadt! Das ist ein Leben! Das ist eine Welt! Alles was in unserer Natur Kleines ist, kann in Deutschland nicht herausgebracht werden. Aber sobald wir in Rom eintreten, geht eine Umwandlung mit uns vor und wir fühlen uns groß wie die Umgebung., Warum sind Sie nicht länger dort geblieben? fragte ich., Geld und Urlaub, entgegnete er, waren zu Ende. Aber es ward mir wunderbarlich zu Muthe, als ich, das schöne Italien im Rücken, den Fuß wieder über die Alpen setzte., Wir gedachten, erzählt Eckermann weiter, Goettlings italienischer Reise. Ich kann es ihm nicht verargen, sagt Goethe, daß er von Italien mit solcher Begeisterung redet; weiß ich doch, wie mir selber zu Muthe gewesen ist! Ja ich kann sagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sei. Zu dieser Höhe, zu diesem Glücke der Empfindung bin ich später nie wieder gekommen; ich bin, mit meinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden. Unter dem 20. Februar 1820 erwähnt Eckermann: G. liest mir das Tagebuch von Goettling vor, der mit großer Liebenswürdigkeit von früheren jenaischen Fehdmeistern handelt. Goethe spricht viel Gutes von Goettling.“ Der Philolog hat dem Dichter bis ans Ende seiner Tage eine treue dankbare Erinnerung bewahrt. Man konnte Goettling, sagte K. Fischer, in keiner belebteren und glücklicheren Gemüthsstimmung haben, als wenn man ihn von Griechenland, Italien und Goethe sprechen hörte. Was er am gründlichsten kannte und liebte, das hat er auch in eigener Anschauung erfahren und erleben dürfen, und das ist genug, um das Loos eines Sterblichen glücklich zu preisen.

Nur will es vorkommen, als ob dem Philologen diese nach Italien in der Frische der Jugend unternommene Reise einen tiefern, nachhaltigern Eindruck hinterlassen habe, als der Besuch Griechenlands im Jahre 1840 und die mit L. Preller und G. Hettner im Jahre 1852 wiederholte Fahrt nach dem geliebten Lande der Hellenen. In dem ersten Bande der gesammelten Abhandlungen finden sich 9 Abhandlungen, die als Niederschläge dieser griechischen Reisen zu betrachten sind: ein Blick vom Othrys in Thessalien, Tirynth und Argos, Mykenä, das Pelasgikon in Athen, die Apollogrotte der Akropolis von Athen, Korinth und Megara, Plataä und Leuctra, Chäronea, das Orakel des Trophonios.

Die Reise, welche G. mit L. Preller und G. Hettner unternahm, hat G. Hettner im Jahre 1853 in einer anziehenden Schrift: Griechische Reisekizzen von Hermann Hettner (Braunschweig 1863) beschrieben. Dazu vergleiche man Hermann Hettner ein Lebensbild von Ad. Stern, Leipzig 1885 S. 134 flg. Zwischen diesen beiden Reisen liegt noch ein Ausflug, den G. 1846 nach Paris und London gemacht hat.

In Goettlings Nachlaß werden sich ohne Zweifel herrliche Reiseberichte aus Italien und Griechenland vorfinden. Die frische, lebendige, geistvolle Art, mit welcher der Philolog zu schildern verstand, werden gewiß eine erquickliche Lectüre für die Empfänger der Briefe gewesen sein. In späteren Jahren machte G. weniger weite Ausflüge. Er begnügte sich in dem geliebten Thüringen etwa in Reinhardsbrunn auf einige Wochen seßhaft zu werden. Die Gesundheit Goettlings war eine gute. Im Herbst 1842 war er mit seiner Schwester Alwine nach Ostende gereist, um dort die Bäder zu gebrauchen. Sehr freute es ihn, daß er dort Fr. Nitschl traf, mit dem er schon längst bekannt war. D. Ribbeck erzählt in seiner ausgezeichneten Biographie Fr. Nitschls: II. S. 62. In Ostende am 7. September kaum angekommen, begegnete N. auf dem Wege zum Gasthose Goettling aus Jena nebst seiner Schwester, die beide ebenfalls hier badeten. Die gegenseitige Freude war groß, da beide Teile sich mit Schmerzen nach einem Menschen gesehnt hatten. Sie verkehrten nun täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit einander, und der frische Humor Goettlings ließ trotz des schlechten Wetters keine melancholischen Stimmungen wie in Scheveningen aufkommen. Sie machten einen gemeinsamen Ausflug nach Brügge, wo van Eyck und Memling mit größtem Interesse studiert wurden.

Wenn man sich nun vergegenwärtigt, welchen Reichtum von Lebenserfahrungen der für alles Große und Schöne empfängliche geistvolle Mann sich gesammelt hatte, so wird man begreifen, daß seine Vorlesungen und sein Umgang bei der Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens und bei der Anlage für Wit und Humor nach allen Seiten hin anregend und fördernd gewesen sein müssen.

§ 7.

Freunde und Gönner Goettlings.

Die wissenschaftlichen und persönlichen Eigenschaften des Jenerer Philologen hatten ihm Gönner und Freunde aller Art gewonnen. So war es gekommen, daß wie erwähnt, er 1824, dann wieder 1826 einen Ruf an die Berliner Universität erhielt. Es lag dem früheren Lehrer Goettlings Joh. Schulze daran, dem talentvollen Gelehrten an der Berliner Hochschule eine ausgedehntere Wirksamkeit zu eröffnen. Als am 1. April 1831 David Ilgen sein Rectorat in Schulpforta niedergelegt hatte, da versuchte Joh. Schulze noch einmal den auch in Rudolstadt und in Neuwied als Schulmann erprobten G. für Preußen zu gewinnen, er schlug auch diese einträglichere Stellung aus und blieb in seinem geliebten Jena. Goethe meinte wohl, er eigne sich nicht zum Abte. Nach dem in Athen am 1. August 1840 erfolgten Tode D. Müllers, der aus einer gesegneten Thätigkeit der Wissenschaft und dem academischen Leben entrißen wurde, erhielt G. 1841 einen Ruf nach Göttingen, aber die Schicksale der Göttinger Sieben haften noch so lebhaft in seiner Erinnerung, daß es keiner langen Bedenkzeit bedurfte, um die Berufung abzulehnen. Dazu kam noch, daß G. mit Dahlmann, der nach seiner Vertreibung aus Göttingen nach Jena übergesiedelt war, in den freundlichsten Beziehungen gestanden hatte und von den Göttinger Verhältnissen genau unterrichtet war. In dem Lesekränzchen, was die Dahlmannsche Familie in Jena eingerichtet hatte, wurden, wenn Goettling dabei war, griechische Tragödien gelesen.* Im Jahre 1848 erhielt er noch ein Mal eine Anfrage, ob er in Tübingen seine academische Wirksamkeit fortsetzen wollte. Auch diesen Antrag wies er zurück. Ja auch, als am 11. März 1833 Franz Passow in Breslau gestorben war, hatte die Facultät, wie man aus Mitschls Leben von D. Ribbeck I. S. 97 ersieht, auf Wachlers Antrag Passows Schüler C. W. Goettling als Nachfolger Passows neben Doeberlein und Sillig vorgeschlagen. Nach dem Briefe, welchen G. an H. Leo, der dort seine Studien machte und den ich in der ersten Abt. S. 16 veröffentlicht habe, würde G., selbst wenn der Ruf an ihn ergangen wäre, nach Breslau nicht gegangen sein. So hatte sich, wie wir sehen, G. durch seine wissenschaftliche und akademische Thätigkeit vielfach empfohlen.

Vor allen Dingen aber müssen wir erwähnen, daß G. außer den angenehmen collegialischen und geselligen Beziehungen, in denen er in Jena lebte, auch voll und ganz dem Weimarschen Fürstenhause zugethan war. Die fürstlichen Nutritoren der Thüringischen Universität schätzten den einflussreichen, charaktervollen Philologen, der allen, die ihm nahe traten, lieb und teuer war, sehr hoch. Am allermeisten aber war er doch wohl dem Großherzoglichen Hause in Weimar zugethan. Schon als Schüler des Weimarschen Gymnasiums hatte er von dem trefflichen Fürstenhause den besten Eindruck empfangen, hatte dann, als er zur Befreiung des Vaterlandes ins Feld zog, dem Herzog Carl August, welcher um die Niederwerfung des Feindes des Vaterlandes sich so große Verdienste erworben, immer wieder bewundert, und hatte später, als der Friede geschlossen war, dem

*) Friedr. Christ. Dahlmann von Ant. Springer II. S. 49.

Großherzoge Carl August, welcher maßvolle freiheitliche Bestrebungen nach allen Seiten unterstützte, mit Freuden seine Dienste gewidmet. Wir wissen, was der geistvolle Fürst neben der Sorge für die Wohlfahrt seines Landes insbesondere für die Universität Jena gethan hat, wissen, daß während seiner Regierung unter dem teilnehmenden Rat des Dichterfreundes die Thüringische Academie eine glänzende in der Culturgeschichte Deutschlands epochemachende Stellung eingenommen hat. Als daher die Nachricht von dem am 14. Juni 1828 erfolgten Heimgange des geliebten Fürsten Goettling in Neapel getroffen hatte, da schrieb er am 21. August 1828 Goethe:*) Ew. Excellenz werden einen Brief aus Neapel von mir erhalten haben, zu Anfang Juli geschrieben. Damals wußte ich freilich noch nicht, welcher Schlag unseren Staat, ganz Deutschland und ganz besonders Ew. Excellenz durch den Tod unseres allverehrten Herrn Großherzogs getroffen hatte. Die letzten Tage in Neapel sind mir dadurch sehr getrübt worden, und ich darf wohl sagen, daß jene Nachricht mich bestimmte, eher von Neapel wegzureisen, als ich sonst vielleicht gethan hätte. Rom, das herrliche, hat mich wieder beruhigt: hier vor allen ward es mir klar, wie das Andenken an große Männer nie vergeht.

Dem gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche massenweis', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt gestaltet,
Einzel, gefellet dem Chor aller Heroen sich zu.

Der Philolog erwähnt das ihm so schmerzliche Ereignis noch in der glänzenden Rede, welche er am 15. Juni 1853 bei Gelegenheit des 25jährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs Carl Friedrich in der Aula der Universität gehalten hat. *Quemadmodum homines ardentius amplecti solent atque in sinu fovere quod ipsi sibi paraverunt, quam quod quasi dono, nullo suo merito, acceperunt, ita nos quoque majore gaudio perfundi par est, cum res nostras haud mediocriter crevisse animadvertimus eo rectore, quem ante hos viginti quinque annos in publica calamitate, morte divi Caroli Augusti oborta, ipsi creaveramus. Nempe irreparabilem jacturam nos fecisse, obitu superioris principis, cuncti arbitrabamur. Et jure quidem. Atque ipse ego et amicus collega**) cum in Italia peregrinantibus nobis atque e Sicilia reversis, Neapolim nuntius afferretur mortui Caroli Augusti bene meminisse hoc factum esse in villa regia cum et loci amoenitate et maris magnificentia exsultaremus laetissimi — adeo percussi sumus maerore et tristitia, ut ulterius progredi diutiusque extra patrios fines morari, paene nos fastidiret. Tristes igitur discessimus in patriam, ipsam funesto casu tristissimam.***)*

Dem Großherzoge Carl August war der älteste Sohn in der Regierung gefolgt. Auch dieser gütige Fürst wandte der Universität seine ganze Sorge zu. Er vermehrte die Schätze der Bibliothek, über die G. seit 1826 zu wachen hatte, durch Ankauf der Büchersammlungen des Mediziners Starf, des Chemikers Döbereiner, des Botanikers Voigt, des Philologen Hand und des Staatsrats Schmid. Auch die Münzsammlung wurde durch Ankäufe, welche der Großherzog machen ließ, bereichert. Die Frau Großherzogin Maria Paulowna, welche ebenfalls für die geistige und materielle Wohlfahrt des Landes Sorge trug, unterstützte die Bestrebungen Goettlings nach allen Seiten. Mit immer bereiter unerschöpflicher Munizenz, sagte der damalige Prorektor Professor Stidel, als die Frau Großherzogin im 50. Jahre ihres segensreichen Wirkens in dem Großherzogtum von allen Seiten Zeichen dankbarer Verehrung empfing, haben Sie die Apparate unserer wissenschaftlichen Sammlungen und Institute vermehrt und manche dadurch auf eine Höhe gestellt, um die das Ausland uns beneiden könnte. Durch höchst ihre herablassende Guld aber zu den Männern der Wissenschaft haben sie nicht blos Talente ermutigt und befeuert, sondern auch einen Zauber geübt, welcher manchen glänzenden Gelehrtennamen unserer Anstalt erhalten hat.****) G., der

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Goettling S. 54.

**) Dr. Buschke, Professor der Medizin.

***) Caroli G. Goettlingii opusc. Lips. 1869 S. 84.

****) L. Preller. Ein fürstliches Leben. Zur Erinnerung an die verewigte Großherzogin zu Sachsen-Weimar-Eisena Maria Paulowna Großfürstin von Rußland Weimar 1859 S. 134.

dem Fürstenhause treu ergeben war, wurde öfter nach Weimar eingeladen und hielt ab und zu vor den Großherzoglichen Herrschaften Vorlesungen. Auch am Hofe war er ein gern gesehener Gast. In einer trefflichen am 14. August 1853 in der Aula der Universität gehaltenen lateinischen Rede pries der classische Philolog die Verdienste, welche der verewigte Großherzog Carl Friedrich († den 8. Juli 1853) sich um sein Land und die Universität erworben hatte. Auch der Großherzog Carl Alexander, der ebenfalls vom Senate als Rector der Universität erwählt war, wurde von dem Philologen in lateinischer Sprache begrüßt. Der neue Landesherr bewies der Universität dieselbe Huld, wie die Ahnen seines Hauses, und auch Goettling wurde hoch gehalten von ihm wie von Carl August und Carl Friedrich. In der Festrede, welche G. bei der dritten Säcularfeier der Universität in Gegenwart des Rectors der Universität des Großherzogs Carl Alexander hielt, entrollte G. in geistvoller lateinischer Rede ein anziehendes Bild von der Geschichte der thüringischen um Erweckung geistigen Lebens so verdienten Hochschule. Bis an das Ende seines Lebens haben der Großherzog und die Frau Großherzogin Sophie von Sachsen, die er bei ihrem Eintritt ins Land im October 1842 mit einer trefflichen lateinischen Ode begrüßt hatte, dem edlen Gelehrten Beweise ihrer Gnade zu teil werden lassen. Auch die Herzöge von Gotha, Meiningen und Altenburg waren dem Jenenser Gelehrten huldvoll und gnädig gesinnt.

Goettling war eine Reihe von Jahren in gewisser Beziehung der geistige Mittelpunkt der Universität. Außer der überall anerkannten wissenschaftlichen Stellung G's. floßte sein offenes, gerades Wesen Jedem, der ihm nahe trat, Vertrauen ein. Die Curatoren der Hochschule insbesondere Staatsrat Seebeck legten seinem Urtheile ein großes Gewicht bei. Der Philosoph Fries und der Historiker Luden waren Freunde des Goettlingschen Hauses. Mit seinen Spezial-Kollegen F. Hand, Carl Ripperdey, Moriz Schmidt stand er in den freundlichsten Beziehungen. Den jüngeren Professoren, welche in ihrer Wissenschaft etwas Tüchtiges leisteten, war er nach allen Seiten hin behülflich, ihre Stellung zu befestigen und sie zu empfehlen. So kam, wie Stern in der Biographie Herm. Hettners S. 130 berichtet, der ausgezeichnete G. dem neu berufenen Hettner freundlich entgegen, fand großes Wohlgefallen an dem jungen Aesthetiker und sprach seine Freude über das rege geistige Leben und den offenen Blick des jungen Professors, so unumwunden gegen den damaligen Erbgroßherzog Carl Alexander aus, daß Hettner auch nach dieser Seite hin bestens empfohlen war.*) Mit dem geistvollen Theologen Carl Hase theilte er die Liebe zu Italien, mit dem trefflichen Theologen Schwarz, der auch philologische Neigungen hatte und ein fleißiger Zuhörer Carl Reißigs gewesen war, war er in Freundschaft verbunden. Verwandtschaftliche Beziehungen und andere zusammenstimmende Seiten ihres Charakters waren die Ursache, daß der Jurist Prof. Danz sich eng an den Philologen angeschlossen. Die Juristen Prof. Francke, Präsident Ortloff, die Mediziner Prof. Kiefer, Prof. Stark, später Siebert, Ried, Domrich u. a. alle Mitglieder der Universität hatten ihre Freude, den geistreichen, von Humor sprühenden Philologen in ihren Kreisen zu sehen. Am Nachmittag pflegte er in dem Nebenzimmer des akademischen Lesemuseums unter munteren Gesprächen seine Partie Billard zu spielen, am Abend einige Zeit in einer Gesellschaft, in der sich Professoren und angesehenere Bürger der Stadt befanden, zu verbringen. In den Sommermonaten genoß er gern in seinem prächtig gelegenen Weinberge die entzückende Aussicht in das Saalthal. Mit Ludwig Preller, der, nachdem er seine Dorpater Professur niedergelegt, 1844 seinen Wohnsitz in Jena aufgeschlagen hatte, vereinigte ihn die gleiche Liebe zu den philologischen Studien. Kuno Fischer, der von 1856 bis 1870 als Professor der Philosophie in Jena lebte, war mit der Familie G's. eng befreundet. Als im Jahre 1846 die 9. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 29., 30. September und 1. und 2. October in Jena tagte, da konnte man sehen, welcher allgemeinen Liebe und Hochachtung sich G. erfreute. Die Versammlung war glänzend besucht. G. Hermann, Aug. Böckh, Ludw. Doederlein, Herm. Sauppe, A. Eckstein, Christ. B. Kost,

*) Auch die andern jüngeren Docenten G. Rüdert, D. Schlämich, Const. Köfer, Fr. Wegele u. a. wurden von ihm hochgeschätzt.

Friedr. Gafe, Moritz Haupt, Herrn Köchly und andere Männer von Bedeutung waren anwesend. Die Tage jener Versammlung waren Festtage für den geselligen Philologen von Jena, der freilich von allen Seiten in Anspruch genommen war. Sehr hochgeschätzt wurde von G. der Greifswalder Philolog G. F. Schömann. Auch sonst fanden sich oft Freunde zum Besuche in dem Goettlingschen Hause ein. Ich erinnere mich, daß H. Prutz, noch bevor er in Jena seinen Wohnsitz genommen hatte, öfter anwesend war und mit Goettling und Danz in der freundlichsten Weise verkehrte. Es war ein Genuß, G. zu beobachten, wenn er alte Freunde traf oder besuchte, insbesondere freute er sich, wenn er mit dem geistreichen Ober-Schulrat Rost zusammentam, eigentümliche Thüringer Begrüßungsformen konnte man da wahrnehmen.

Abhandlungen veröffentlichte G. in der von Ed. Gerhard herausgegebenen archäologischen Zeitung, in dem rheinischen Museum und in anderen Zeitschriften. Mit Friedr. Ritschl stand G. schon lange in nahen Beziehungen (vergl. D. Ribbeck Biogr. Ritschls I. 64. 97. 108. 227 II. 62 flg.). Als G. Hermann am 31. Dezember 1848 gestorben war, schrieb G. an Preller den 5. Februar 1849: Unter den zu Hermanns Nachfolgern vorgeschlagenen würde ich Ritschl persönlich vorziehen, auf Lehres hielt Hermann selbst ein großes Stück. Mag man rufen, wenn man will, G. Hermann ist in jeder Beziehung unersetzlich und nach meiner Ansicht hat jeder einen schweren Stand. „ Erst 1865 wurde Hr. Ritschl von Bonn nach Leipzig berufen.

Ein schwerer Verlust traf G., als ihm seine vielgeliebte Gattin starb. Die Schwester Alwine stand dem so teuern Bruder bis zu seinem am 20. Januar 1869 erfolgten Tode treu zur Seite. Mit G. hatte Jena einen der trefflichsten Gelehrten und besten Bürger verloren.

Goettling schließt sich der Reihe bedeutender Philologen, welche das Thüringer Land hervorgebracht hat, würdig an. Der Charakter des Stammes, sagt sehr treffend D. Ribbeck in der Biogr. Ritschls, zeigt eine glückliche Vereinigung von nordischer Verstandesschärfe mit südlicher Beweglichkeit des Blutes, protestantischen Ernst, solide Bürgerlichkeit, Innigkeit des Gemüthes, warmen Familiensinn bei frischer Lebenslust und gesunder Verbtheit des Humors. Mit unmittelbarer Empfänglichkeit geben sie sich den Eindrücken hin, und der kindliche Sinn für das Kle'ne, zumal für die kleinen Freuden des Daseins, erhält ein munteres Wellenspiel der Stimmung. Dabei hat eine alte, bewährte Tradition classischer, auf concentrirtes Selbststudium gegründete Schulbildung den heilsamsten Einfluß auf die stille Pflege innerlicher Geistes- und Gemüthsbildung geübt. Aus einer großen Zahl verdienter und angesehener Förderer der Altertumswissenschaft, deren das begabte Völkchen sich rühmen darf, strahlt das Dreigestirn F. A. Wolf, Chr. Lobeck und Fr. Ritschl am leuchtendsten hervor. Noch hebe ich aus der Reihe von Schulmännern und Philologen Joh. A. Ernesti aus Tempestadt S. 1707—81, Dav. Hgen aus Sehna bei Buttstädt (1763—1834), August Seidel (geboren den 16. April 1779 zu Osterfeld, † 1851), Friedr. Thiersch aus Kirchseidungen an der Unstrut (1784—1860), Chr. W. Mitscherlich aus Weissensee (1760—1854), C. Reifig aus Weissensee (1792—1829), C. W. Weber aus Weissensee (1796—1865), W. E. Weber (Direktor des Gymnasiums in Bremen) aus Weimar (1794—1861), W. Weisenborn aus Riethnordhausen bei Weimar (1803—1878), W. Rein aus Gera (1809—1865), Friedr. Jacobs aus Gotha (1764 bis 1847), Val. Chr. Rost aus Friedrichroda (1790—1862), Ernst Wüstemann aus Gotha (1799 bis 1856), Nath. Kühner aus Gotha (1802—1878), Leopold (1795—1885) und Ferd. Hanke (1802 bis 1876) aus Wiehe hervor.

